

Deutsche Lodzer Zeitung

Nr. 53

Donnerstag, den 1. April 1915.

1. Jahrgang.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Petritzauer Straße Nr. 86.

Erscheint täglich. Vierteljährlicher im voraus zahlbarer Bezugspreis für Lodz und nächste Umgebung 4.50 Mark, bei den deutschen Postanstalten 6.— Mark, zuzüglich Bestellgeld, im Postausland 8.— Mark
Anzeigenpreise 1/4, Seite Mark 500.—, 1/2, Seite Mark 300.—, 1/4, Seite Mark 180.—. Eine siebengepaltene Nonpareillezeile 50 Pf. Familien-, Vereins- und kleine Anzeigen nach Vereinbarung.
Verlag für Deutschland: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. (Postcheckkonto: Berlin Nr. 6870).

Alle Zeitungs- und Anzeigenbestellungen sowie Anfragen aus Deutschland sind an vorstehende Adresse zu richten.

Der Angriff auf die Dardanellen.

Die in Frankreich und in England herrschende Grundstimmung war bis vor kurzem und ist es in vielen Kreisen heute wohl noch, der Feldzug werde mit einem Sieg des Dreiverbandes endigen. Diese Ansicht stützte sich auf die Tatsache, daß es dem unbefriedbaren strategischen Geschick des Generals Goffre gelungen war, den ungefürmten deutschen Siegeszug aufzuhalten. Darum sehen unsere Feinde auch den heutigen, seit langen Monaten währenden im großen und ganzen unveränderten Stellungskampf als den Vorläufer ihres endlichen Erfolges an. Allerdings beginnt nach den wiederholten vergeblichen Durchbruchversuchen ihnen die Erkenntnis zu dämmern, daß es ein aussichtsloses Beginnen ist, die Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu ihren Gunsten herbeizuführen. Auch die Hoffnung auf die alles zermalmende Fahrt der russischen Dampfwalze ist begraben; seit geraumer Zeit spricht kein Mensch mehr davon. Endlich hat der Aushungerungskrieg sich als ein Versuch mit untauglichen Mitteln erwiesen. Deutschland leidet unter der Abschließung, aber dank seiner wunderbaren Organisation, dank der eisernen Disziplin des Volkes bleibt die Störung des überseischen Verkehrs ohne Einfluß auf die Widerstandskraft des Reiches.

Um die Unübersicht ihrer Waffen im Westen und die deutsch-österreichischen Erfolge im Osten wett zu machen, haben nun die Mächte des Dreiverbandes sich ertschlossen, auf einem vom eigentlichen Kriegsschauplatze abseits liegenden Gebiete eine Aktion zu unternehmen, von der sie sich eine entscheidende Wirkung auch auf jenem versprechen. Nun würde ein selbst erfolgreicher Angriff auf Konstantinopel und die Meerengen weder für die französischen und englischen Truppen auf dem westlichen noch für die russischen auf dem östlichen Kriegsschauplatz eine wesentliche Entlastung und Förderung im Gefolge haben. Höchstens würde der bis jetzt noch kaum begonnene türkische Vormarsch gegen Ägypten in Frage gestellt werden. Darum liegt die Annahme nahe, daß der Zweck des Dardanellenangriffs mehr ein politischer als ein militärischer ist. Lloyd George soll der Vater des Gedankens sein, nur widerstrebend sollte seine englischen und französischen Kollegen darauf eingegangen sein. Über der britische Finanzminister warf ein Argument in die Waagschale, das für England in diesem Kriege das entscheidende zu sein scheint, nämlich das geschäftliche. Er erwartet eine Abkürzung des Krieges vom Falle Konstantinopels und damit eine Verminderung der Unkosten. Das tut derjelbe Staatsmann, der den Mund nicht voll genug nehmen konnte, als er das Wort von den silbernen Augen und von der endlichen Entscheidung durch das Aufgebot der letzten 100 Millionen Pfund prägte.

Eine fernere Wirkung versprechen die Verbündeten sich von dem modernen Argonautenzygne. Der deutschen Diplomatie ist es bisher gelungen, die Neutralen in ihrer selbstgewählten Haltung zu bestärken. Trotz der gewaltigsten Anstrengungen hat der Dreiverband es nicht vermocht, selbst diejenigen Staaten, die er als sichere Gefolgsleute betrachtete, wie Portugal und Griechenland, zu einer Kriegsbeteiligung zu veranlassen. Der Angriff auf die Meerengen sollte nun die Schwäbenden zwingen, endlich Farbe zu befehlen. Man kann aber nicht behaupten, daß diese Aktion sonderlich geschickt eingeleitet worden wäre. Sasonow's plume Enthüllung der russischen Pläne auf den Besitz von Byzanz verdrängt vorherhin das Konzept. Englisches ist nach Möglichkeit wieder gut zu machen, indem man von einer Internationalisierung der türkischen Hauptstadt und ihrer Zugänge sprach. Aber die Wirkung des unvorsichtigen Wortes, das dem russischen Minister entchlüftet war, konnte nicht mehr gebannt werden, sie machte sich in Rumänien wie in Griechenland geltend, wo die Begeisterung für den Dreiverband, der sich als Berührer nationaler Hoffnungen erwies, einen starken Stoß erhielt.

Der Dardanellen-Angriff bezweckt schließlich, die etwas unruhige gewordene Stimmung in Russland neu zu festigen. Seitdem die ganze Wucht

des deutschen Vorstoßes sich gegen Osten gewandt hat, trägt Russland die Hauptlast der Kriegsopfer, und nicht einmal in finanzieller Beziehung lassen die reichersten Verbündeten ihm die Unterstützung zuteil werden, auf die man in Petersburg rechnete. Statt der Milliarden verspricht man die Erfüllung des feindlichen Wunsches der gesamten orthodoxen Christenheit, die Erziehung des Halbmondes auf der Hagia Sofia durch das Kreuz. Aber ein Danaegegenkampf ist's, falls nach englischem Rezept Byzanz und die Meerengen Gemeingut werden sollten. Nur die militärische und politische Alleinherrschaft Russlands sichert den Charakter des Schwarzen Meeres als russischen Kriegshafen. Fährt erst die britische Flotte nach Belieben aus und ein, errichtet England erst im Pontus eine Flottenstation, dann wird man sich in Petersburg nach dem jetzigen Zustand zurücksehnen, der wenigstens die Sicherheit im eigenen Hause gewährleistete.

Kein Wunder daher, daß die russische Presse sich über die völlige Verkenntung der Lebensinteressen des Barenreiches durch die Verbündeten beschwert, daß man in Petersburg sich gegen die Verwendung griechischer Truppen zur Eroberung Konstantinopels selber mit allen Kräften sträubte.

So stellt der ganze Angriff gegen die Dardanellen sich als ein Unternehmen dar, das seine politische Wirkung auf die Neutralen verfehlt, das dank der Wachsamkeit und Tapferkeit der türkischen Truppen wenig Aussicht auf militärischen Erfolg bietet, das aber selbst in unwahrscheinlichen Fällen des Gelings den Keim schwerer Unstimmigkeiten zwischen den Verbündeten birgt. Lloyd George hat sich demnach auch mit diesem Plane wie schon mit so vielen anderen verrechnet.

Die Ukraine und der Krieg.

Von Dr. Eugen Lewicki,
Mitglied des österreichischen Reichsrates.

Erst durch den jetzigen Krieg wurde die öffentliche Meinung Deutschlands darauf aufmerksam, daß Russland kein Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat ist, wo das herrschende Volk, die Großenrussen (Moskowiter), nicht einmal die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen. Dies ist aber für die Entwicklung der politischen Verhältnisse im europäischen Osten, vielleicht schon für den Ausgang des jetzigen Krieges, von besonderer Bedeutung, denn von der Lösung der Nationalitätenfrage des Riesenreichs hängt es zunächst ab, welche Machtstellung das jetzt fast ganz Europa bedrohende Großrussentum in der Zukunft einnehmen wird. Die wichtigste Frage, von der allein vielleicht die Zukunft Russlands in Europa abhängt, ist aber die ukrainische Frage. Es möge mir daher gestattet sein, hier das Wesentlichste über das ukrainische Volk, dessen Vergangenheit und Bestrebungen mitzuteilen, um die öffentliche Meinung des Deutschen Reiches über diese Frage aufzuklären.

Die Ukrainer bilden ein Volk von über 34 Millionen, das sich von den Großenrussen nicht nur durch seine Sprache und anthropologische Besonderheit unterscheidet, sondern auch seine eigene Geschichte und Tradition, seine eigene nationale Kultur hat. Während die Großenrussen aus einer Mischung slawischer Elementen mit Finnen entstanden sind, bilden die Ukrainer einen rein slawischen Typus, was sogar von den großerussischen Anthropologen (Iwanowitsch) zugestanden wird. Auch die Selbständigkeit der ukrainischen Sprache hat niemand anders als die Kaiserliche russische Akademie der Wissenschaften in Petersburg in einem auf Anfrage der Regierung abgegebenen Gutachten im Jahre 1905 anerkannt; der für das Gutachten eingesetzte Auschuß hat auch zugegeben, daß die Unterschiede zwischen der großerussischen und ukrainischen Sprache schon im 11. Jahrhundert bestanden haben. Nur um die öffentliche Meinung in Europa zu täuschen und das ukrainische

Volk als selbständige Nation zu unterdrücken, hat die russische Regierung mehrmals die ukrainische Sprache als ein „Idiom“ der großerussischen hingestellt und das Land selbst in „Kleinrussland“ umgetauft.

Das ukrainische Volk bewohnt ein riesiges Gebiet von etwa 680 000 Quadratkilometer — vom San in Galizien bis zum Don im Osten, und vom Dnipro bis zu den Karpaten und zum Schwarzen Meer im Süden —, das in Russland folgende Gouvernements umfaßt: Wolhynien, Podolien, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Charkow, Tschaterino-Slaw, Cherson und Taurien. Überdies gehören zum geschlossenen ethnographischen Gebiet der russischen Ukraine der überwiegende Teil des Gouvernements Cholm, die südlichen Bezirke der Gouvernements Kursk und Woronesch und das Kuban Gebiet. Die Gesamtzahl der ukrainischen geschlossenen Bevölkerung (ohne Enklaven) in Russland wird auf Grund der amtlichen russischen Nationalitätenstatistik von 1897 mit Berechnung des natürlichen Zuwachses auf mindestens 30 Millionen geschätzt. Dabei weist die ukrainische Bevölkerung auf dem erwähnten Gebiete durchschnittlich den hohen Prozentsatz von 72 auf, während die aus verschiedenen nationalen Elementen (hauptsächlich Juden) zusammengesetzten Minoritäten so unbedeutend sind, daß sie in politischer Hinsicht kaum in Betracht kommen. So bilden die Großenrussen auf dem ukrainischen Territorium hauptsächlich die ganz dünne Schicht der Beamtenschaft (Tschinownik); von anderen Nationalitäten waren 1897 etwa 2 Millionen (1.9) Juden, 453 000 Deutsche und 353 000 Polen.

Im Mittelalter bildeten die Ukrainer seit dem 9. Jahrhundert einen aus mehreren Fürstentümern zusammengesetzten Staat, der Jahrhunderte lang im Osten Europas eine hervorragende Rolle spielte. Heute doch sogar das Schwarze Meer: mare Ruthenum, offenbar deshalb, weil es von den Ukrainern (Ruthenen) vollkommen beherrscht wurde. An der Spitze der Fürstentümer stand das am Dnipro gelegene Großfürstentum Kiew, an dessen Stelle später das weiter im Westen, am Dnestrflusse gelegene Fürstentum Halitsch (im jetzigen Galizien) getreten ist. Erst viel später, vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, verloren infolge wiederholter Einfälle wilder asiatischer Horden und schrecklicher Verheerungen, denen das ukrainische Land zum Opfer fiel, die ukrainischen Fürstentümer ihre staatliche Unabhängigkeit zugunsten der Polen. Von diesen schwer bedrückt und von wilden Horden bedroht und geplündert, vereinigten sich schließlich die Ukrainer nach langjährigen Kämpfen gegen Polen und Türken im Perejaslawer Vertrage (1654) mit Moskau, auf Grund einer Personalunion, die der Ukraine ihre volle Unabhängigkeit verbürgen sollte, die jedoch bald von den Moskowitern mit Füßen getreten wurde. Die autonomen Rechte der Ukraine wurden schon von Peter dem Großen und Katharina II. aufgehoben, die Schulen aufgelöst, die ukrainische Sprache aus dem öffentlichen Leben verdrängt, sogar die ukrainische Literaturprache mit kaiserlichen Verordnungen vom Jahr 1720 und 1876 — ein Unikum in der ganzen Weltgeschichte! — mit Verbot belegt!! Das Verbot wurde (Fortsetzung 2. Seite.)

Letzte Nachrichten.

Die deutschen Tagesberichte.

Großes Hauptquartier, 31. März 1915. (Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Das russische Grenzgebiet nördlich der Memel ist gesäubert.

Der bei Taurrogen geschlagene Feind ist in Richtung Skawidwilli zurückgegangen.

Die in den letzten Tagen nördlich des Augustower Waldes erneut gegen unsere Stellungen vorgegangenen russischen Kräfte sind durch unseren kurzen Vorstoß wieder in das Wald- und Seengelände auf Sejny zurückgeworfen. Die Zahl der russischen Gefangenen aus diesen Kämpfen bei Krasnopol und nordöstlich ist um 500 gestiegen.

Bei Klimki an der Skrwa wurden weitere 220 Russen gesangen genommen.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Westlich von Pont à Mousson griffen die Franzosen bei und östlich von Regniewille sowie im Priesterwalde an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen; nur an einer Stelle westlich des Priesterwaldes wird noch gekämpft.

Feindliche Flieger bewarfen die belgischen Orte Brügge, Ghent und Courtrai mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten. In Courtrai wurde durch eine Bombe in der Nähe eines Lazaretts ein Belgier getötet, einer verletzt.

Oberste Heeresleitung.

Der Wiener Bericht.

Wien, 31. März. Amtlich wird verlautbart 31. März mittags:

An der Front in den Ost-Besiedlungen ist der Tag ruhiger verlaufen. In den östlich anschließenden Abschnitten dauern die Kämpfe fort.

Auf den Höhen nördlich Tisna und nordöstlich Kalnica wurden abermals mehrere russische Sturmangriffe, die der Feind noch nachts wiederholte, abgeschlagen.

Auch nördlich des Uzoker Passes scheiterten Nachtangriffe des Feindes unter schweren Verlusten. Weitere 1900 Mann Gefangene wurden eingefangen.

An allen übrigen Fronten hat sich nichts Wesentliches ereignet. Es fanden nur Artilleriekämpfe statt.

Seit dem 1. März wurden in Summa 183 Offiziere, 39942 Mann des Feindes gefangen und 68 Maschinengewehre erobert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

(Siehe auch: Letzte Telegramme auf Seite 5.)

nor der Angst bewahrt blieben, wird England sich jemals von seiner unermeßlichen Dankspflicht gegenüber Frankreich voll Rechnung geben?" — Armes Frankreich.

Eine erschütternde Episode des Luftkrieges.

Ein Leutnant als Beobachter, mit einem Sergeant als Führer, war von der französischen Heeresleitung beauftragt, eine verdeckte deutsche Batterie festzustellen, deren Feuer großen Schaden anrichtete. „Als wir über die deutschen Linien kamen“, erzählte der Flugzeugführer, „wurden wir von einem furchtbaren Granatenfeuer begrüßt. Wir stiegen höher und sahen endlich nicht eine, sondern drei Batterien. „Da sind sie also!“ sagte der Leutnant und ballte die Faust gegen sie. Dann rief er zu mir gewandt: „Unsere Aufgabe ist erfüllt, schnell zurück.“ Ich wandte rasch, aber wir waren kaum 500 m weit gekommen, als der Regen der Schrapnells schlimmer denn je wurde. Der Rauch hüllte uns in so dichte Wolken, daß es unmöglich war 20 m weit zu sehen. Wir versuchten, aus dieser Hölle hinauszufommen, aber Schrapnells, ein in immer besser gezielt als das andere, explodierten gerade über unsern Köpfen mit entsetzlichem Krachen. Ein Augenblick glaubte ich, daß mein Gehirn zerstört sei. Gleichzeitig fühlte ich mich plötzlich krank; dann schnitt mir mit einem Male dichter Nebel jede Aussicht ab, so daß ich wie in Nacht saß. Trotz meiner Schmerzen hielt ich die Maschine in derselben Höhe, um den Geschossen auszuweichen, die seltener wurden. „Sind Sie gefund, Leutnant?“ rief ich, aber ich bekam keine Antwort. Da ich glaubte, daß er mich nicht gehört hatte, wiederholte ich meine Frage und öffnete dabei meine Augen. Aber ich empfing wieder keine Antwort, und ich sah nichts als diese Dunkelheit um mich her. Ich befand mich allein im weiten Raum, 6000 Fuß über der Erde. Ich fürchtete mich und befahl Gott meine Seele, denn ich fühlte, mein letztes Stündlein sei gekommen. Da ich jedoch die Batterien der Feinde unter mir hörte, so hatte ich nur den einen Gedanken, zurückzufahren, koste es, was es wolle, und die Meldung zu überbringen. Geseit von dem Geräusch der Schrapnells unter mir, wandte ich die Maschine in der Richtung, in der ich zu meinen Kameraden zu kommen hoffte. Ich fuhr in dieser Richtung ungefähr zwei Minuten, als der Leutnant zu meinem Erstaunen plötzlich ausrief: „Achtung, Mann. Höher hinauf“. Ich riß das Flugzeug so rasch empor, daß es hinauf schoss, und dabei die Wetterfahne eines Kirchturms mit fort, an dem die Maschine um ein Haar zerschmettert wäre. „Danke, Herr Leutnant“, sagte ich. „Sie müssen entschuldigen, aber ich kann nichts sehen. Sind Sie verwundet?“ „Ja“, antwortete er, „ich glaube schwer; ich fühlte mich sehr schlecht.“ Dann sagte er: „Wenden Sie jetzt nach links, noch mehr nach links. So ist's gut. Nun gerade vorwärts!“ Bald zeigte mir ein frischer Augenregen an, daß wir wieder über den Linien der Deutschen waren. Etwa drei Minuten später rief die Stimme des Beobachters: „Nun sind wir da. Ich sehe unsere Leute, die auf uns warten. Läßt den Apparat niedergehen!“ Ich hörte nichts mehr, aber bald landeten wir auf festem Grund und Boden.“

Den Wartenden, die das Flugzeug umringten, bot sich ein erschütternder Anblick dar; der Flugzeugführer war erblindet, für immer des Lichtes beraubt, und neben dem bleichen Mann mit den toten Augen lehnte der leblose Körper des Offiziers, der soeben seinen letzten Atemzug getan hatte.

Eine „Republik Island“!

Obwohl auch in Dänemark, wie in allen neutralen Ländern, sich fast alles Interesse um den großen Krieg jammert, und innerpolitische Fragen während der Dauer der Weltkriege im allgemeinen ruhen, gibt es hier doch außer dem Kriege, eine Angelegenheit, die geeignet ist, die Gemüter zu beschäftigen, — nämlich das Verhältnis Islands zu Dänemark, welches sich in den letzten Monaten derart zugekehrt hat, daß man wohl von einer ernsten isländischen Krise sprechen darf. Die isländische „Selbständigkeitspartei“ scheint zur Zeit vollständiges Überwasser zu haben, und die leitenden isländischen Politiker sind in einer so herausfordernden Weise gegen Dänemark aufgetreten, daß man sich fragen muß, ob die dänisch-islandische Staatenverbindung überhaupt durch die jetzige Krise hindurch gerettet werden kann, oder ob es zu einer förmlichen Losreisung Islands vom Mutterlande Dänemark kommen wird.

Die isländische Krise ist seit zwei Monaten in einem akuten Stadium. Wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Minister für Island einerseits und dem König von Dänemark und dessen dänischen Ministern andererseits in der sogenannten „Ministerfrage“ und der „Flaggenfrage“ reichte ersterer seine Demission ein, die vom König angenommen wurde. Inzwischen ist es aber nicht gelungen, eine geeignete isländische Persönlichkeit zu finden, welche das Ministeramt in Reykjavik unter Grundlegung der vom dänischen König und der dänischen Regierung vertretenen Auffassung übernehmen will; die Ministerfrage besteht fort, und der alte isländische Minister fungiert nur weiter, damit Island überhaupt nicht ohne eine konstitutionelle Regierung sei. Dieser Zustand kann aber natürlich nicht auf beliebige Zeit fortgesetzt werden, weshalb der König von Dänemark

numehr insofern Schritte zu einer möglichen Lösung der Krise gemacht hat, als er drei hervorragende isländische Politiker nach Kopenhagen berufen hat, um mit ihnen über die Lage zu beraten. Die drei isländischen Witzmänner, die vor einigen Tagen in Kopenhagen eintrafen, wo sie sich als Gäste des Königs aufhielten, gehören alle der radikalen Mehrheit der isländischen Nationalvertretung an. Die radikale isländische Partei will eine Verfassung schaffen, die durchsetzen will, wonach der Minister für Island nicht, wie bisher, dem König die besonderen isländischen Angelegenheiten im dänischen Ministerium, sondern selbstständig vortragen soll, und weiter verlangt sie für Island die Erlaubnis zur Führung der isländischen, blauweißen Flagge nicht nur auf Island selbst, was jetzt schon gestattet ist, sondern auch außerhalb des isländischen Seiterritoriums. Der König und die dänische Regierung wollen diese isländischen Wünsche nicht erfüllen. Damit ist der Konflikt in großen Umrissen gezeichnet.

Doch eine Lösung der Krise äußerst schwierig ist, ergibt sich u. a. aus den Mitteilungen, welche dieser Tage der eine der hier weilenden isländischen Politiker, Professor Hannesson von der Universität Reykjavik, dem schwedischen Schriftsteller und Korrespondenten des „Aftonbladet“ (Stockholm), Herrn Harald Wagnér, gab. „Island will nichts Geringeres als von Dänemark getrennt werden. Wir wollen auch mit keinem anderen Lande vereinigt werden. Wir wollen eine Republik Island — wie in früheren Zeiten. Die Lösung der jetzigen Ministerkrise bedeutet nichts im Verhältnis hierzu. Dänemark hat kein Recht auf Island. Ohne gefragt zu werden, wurden wir 1814 mit Dänemark vereinigt, als Norwegen in Union mit Schweden trat. . . .“

Allerlei.

Japanische Offiziere an der Westfront der Alliierten. Aus London wird gemeldet, daß zwölf japanische Offiziere in Boulogne eingetroffen sind, die sich nach der Westfront begeben, um den französischen Generalbefehlshaber zu beraten. Auch im Hauptquartier der russischen Armee sind mehrere hohe Offiziere Japans eingetroffen. In Serbien soll ein japanischer General der Artillerie tätig sein. England hat japanischen Seeoffizieren bereits das Kommando über die gemeinsame Flotte in der Südsee übertragen. — Ob damit dem Ansehen des Dreiverbands im fernen Osten gedient ist?

Arbeitslose in Frankreich. Aus den gestrigen Verhandlungen der französischen Kammer geht hervor, daß die Arbeitslosenfrage der Regierung zu ersten Besorgnissen Anlaß gibt, zumal die gewährten Unterstützungen Riesensummen verschlingen. Nach Angaben des Abg. Honorat sind in Paris allein in gegenwärtig 243 000 Personen arbeitslos, während sich in normalen Zeiten ihre Zahl nur auf 36 000 stellt. Eine große Anzahl von ihnen gewöhnen sich an das Nichtstun und lebt auf Kosten der öffentlichen Wohltätigkeit. Es feien dringende Maßnahmen dagegen erforderlich.

Wahltag der australischen Arbeiter. Wie die „Times“ aus Sidney melden, endeten die Wahlen in Südaustralien mit dem Sieg der Arbeiterpartei.

Die zwölfjährige Heldin von Rawaruka, Rosa Benoch. hat dieser Tage nach fast halsböhiger Pflege, wie die „Reichspost“ meldet, die chirurgische Universitätsklinik verlassen. Das Mädchen erhielt nunmehr einen künstlichen Fuß, dessen Kosten der Kaiser übernommen hat. Die kleine Heldin, die nicht nur vom Monarchen mit einer prachtvollen, goldenen und brillantenbesetzten Halskette und einer hohen Goldspende, sondern auch seitens vieler Mitglieder des Kaiserhauses, des Kriegsministeriums und des Roten Kreuzes durch Goldspenden und Anrechnungen in medaille ausgezeichnet wurde, stand in der letzten Zeit auch dem Bildhauer Joseph Kajin im Krankenhaus Modell. Der bekannte Künstler hat in kaiserlichem Auftrag ein Werk — das Heldentum — in Ausführung übernommen. Dieses Kunstwerk wird die kleine Rosa Benoch so darstellen, wie sie eben einen Verwundeten läbt.

Amfliches.

Bekanntmachung.

Der Herr Oberbefehlshaber der gesamten Streitkräfte im Osten, General Feldmarschall von Hindenburg, hat unter dem 21. d. Mts. eine Reihe von Verordnungen über die Einrichtung einer Justiz-Organisation im deutschen Okkupationsgebiet erlassen, welche mit dem 1. April 1915 in Kraft treten sollen. Demgemäß treten die durch Verordnung des hiesigen Gouvernements vom 31. Dezember 1914 einzulehnten Militärgerichte mit dem Ablaufe des heutigen Tages außer Wirksamkeit.

v. Oppen.

Lodzer Angelegenheiten.

Lodz, den 1. April.

Die Aufhebung der Militärgerichte, die heute durch eine amtliche Bekanntmachung des Herrn Polizeipräsidenten erfolgt ist, hat endlich einen Nebenstand aus der Welt geschafft, der seit langem schon Gegenstand vieler Klagen war, und zwar berechtigter Klagen. Von Bürgern eingezogen, wurden sie anfangs allgemein als Rechtsstelle anerkannt und respektiert. Allein der Wechsel in der Miliz selbst brachte auch Veränderungen in den Persönlichkeiten der in die Militärgerichte Berufenen. Die Eignung der neueren Persönlichkeiten war nicht besonders groß, ja zuweilen sehr gering. Und so erwies sich sehr bald, daß die Militärgerichte keineswegs den Erwartungen entsprachen, die man in sie gesetzt hatte. Sie waren eine böse Enttäuschung, mit der so bald als möglich aufgehoben werden mußte dadurch, daß sie aufgehoben wurden. Jetzt ist das geschehen.

Die Klagen über die Militärgerichte nahmen täglich in erschreckender Weise zu. Anfangs hatte die Presse verucht, die zumeist berechtigten Beschwerden der Öffentlichkeit zu übermitteln. Doch mußte sie alsbald machtlos ihre Waffen strecken, weil keine Aussicht bestand, daß ein Wandel zum Besseren eintreten würde. Wir wollen hier nicht näher auf die einzelnen Fälle eingehen und noch nachträglich an Zuständen kritisieren, die nun — hoffentlich für immer — der Vergangenheit angehören. Es ist zur Genüge bekannt, daß unsere Bürger nicht das Recht hatten, gegen einseitige, oft geradezu ungerechte Urteile der Militärgerichte Berufung einzulegen; sie durften lediglich Kassationsklagen an die Rechtsabteilung des Bürgerkomites richten. Kein Wunder daher, daß man den Militärgerichten kein Vertrauen, im Gegenteil: starkes Misstrauen entgegenbrachte und sie nur als eine notwendige Nebenerrscheinung des gegenwärtigen Kriegszustandes hinnahm und ertrug.

Jetzt ist, wie gesagt, dieses Nebel ausgerottet, und es wird voraussichtlich auch auf diesem Gebiet die Ordnung einzischen, die untrüglich verbunden ist mit deutscher Verwaltung.

Die Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst.

B. Die Folgen des Krieges, der dem wirtschaftlichen Leben unserer Stadt einen Schlag nach dem andern versetzt, haben mittelbar auch auf das Schicksal aller unserer kulturfördernden Einrichtungen eingewirkt. Am schwersten sind wohl die Bildungsvereine betroffen worden, zu denen in erster Reihe die seit vier Jahren hier bestehende Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst gerechnet werden darf.

Wie alle hiesigen Vereine, die sich die Verbreitung von Bildung in den breiten Bevölkerungsschichten zum Ziel gesetzt haben, verdankt auch diese Gesellschaft ihr Entstehen und Dasein der privaten Unterstützung. Die Schaffung eines Museums erschien allen denjenigen eine Notwendigkeit, die die Möglichkeit hatten, sich zu überzeugen, wie schwer es aus Mangel an den erforderlichen wissenschaftlichen Hilfsmitteln war, auch nur den allerpopulärsten Vortrag zu veranstalten; ebenso allen, die die finanziellen Schwierigkeiten der Privatschulen kannten, welche ihnen die Anschaffung der elementarsten wissenschaftlichen Hilfsmittel nicht gestatteten, und schließlich denjenigen die nicht daran zweifeln, daß der Unterricht in den Naturwissenschaften ohne Anschauung, in der Physik ohne Instrumente und in der Chemie ohne Experimente als Überbleibsel verknöchelter Scholastik vergangenen Zeiten angehört.

Der fühlbare Mangel eines solchen Museums in Lodz wurde auch durch seine schnelle Entwicklung erwiesen. Vier Monate nach der Verstüttigung der Gesellschaft wurden dank der Zuwendung von 2441 Rubel 32 Kop. seitens einer antialkoholischen Ausstellung die Exponate teilweise angekauft, viele gespendet und noch mehr zur zeitweiligen Benutzung überlassen, so daß das Museum am 1. April 1911 eröffnet werden konnte. Nun beginnen die Exponate so reichlich einzufüllen, daß die Verwaltung schon im nächsten Jahr sich genötigt sieht, nach größeren Räumlichkeiten Ausschau zu halten, da die bisherigen vier kleinen Säle die Sammlungen nicht mehr fassen können. Das Museum wird dann nach der Petrikauer Straße 91 übertragen, wo die Sammlungen noch bis heute in vier großen Sälen untergebracht sind. Der Besuch des Museums nimmt hierauf stetig zu, wie aus der sorgfältigen Kontrolle, die von Anfang an ausgeübt wird, zu erkennen ist, u. z. vom 1. April 1911—5553 Personen, im Jahre 1912 für 10 Monate (Juli und August) war das Museum infolge des Umzugs geschlossen 4728, 1913—7806 und 1914 bis August 4904 und vom September bis Ende des selben Jahres 1228 Personen. Gegenwärtig ist der Besuch ein geringer, da auch die Zahlung von nur 10 Kop. die Besucher zurückhält. Die Einführung des freien Eintritts kommt die Verwaltung aus dem Grunde nicht befriedigen, da ein waffenhafter Zustrom des Publikums die Bergung eines Aufsichtspersonals erforderlich machen würde, wozu jedoch die Mittel fehlen.

Im Laufe einer kurzen Zeit veranstaltete das Museum mehr als 200 Ausstellungsunter-

haltungen, wobei die ausgestellten Instrumente und Präparate demonstriert wurden, organisierte eine retrospective Ausstellung polnischer Stahlstiche, eine Ausstellung moderner Graphik, stellte wertvolle entomologische Sammlungen aus, ermöglichte einer Gruppe junger hiesiger Künstler eine Ausstellung ihrer Arbeiten und schuf zuletzt, vor dem Kriege, die erste hiesige Ausstellung von künstlerischen Affischen. Den weiteren Arbeiten setzten die späteren Ereignisse ein Ziel.

Die Unterhaltung der heute schon recht umfangreichen Sammlungen, ihre Unterbringung und Konservierung erfordern bedeutende Geldmittel. Das Lokal allein verschlingt 2700 Rub. jährlich, die Beheizung, Beleuchtung u. s. w. 1100 Rubel, die Konservierung und, wenn auch eine nur teilweise Ergänzung der Sammlungen 1000 Rubel. Diese Ausgaben können auch in normalen Zeiten die Beiträge der 350 Mitglieder nicht bestreiten. Die Verwaltung ist daher gezwungen, zur Deckung ihrer Unterschüsse zu den unbefriedigten Einkünften ihre Zuflucht zu nehmen. Gegenwärtig, wo die Mitglieder die Beiträge nicht entrichten, ist der Bestand des Museums erstaunlich gering. Trotzdem ist die Verwaltung ihrer Untergänge zu erhalten, so droht ihr ein Schicksal, dem gegenwärtigen gleich, solange ihr Bestand von der Opferwilligkeit einzelner Personen abhängt. Sowohl die Gründler, wie die Verwaltung der Gesellschaft waren stets davon überzeugt, daß die rechte Entwicklung des Museums nur unter dem Schutz der städtischen Verwaltung geschehen könne, und betrachteten ihre bisherige Tätigkeit als Grundsteinlegung für ein künftiges städtisches Museum; sie traten schon im Jahre 1912 deswegen mit dem Magistrat in Verhandlungen und es wurde ihnen, dank dem Entgegenkommen der höheren Behörden, die freie Benutzung des Gebäudes im Gartens an der Nikolajewsk-Straße eingeräumt. Bei der schließenlichen Auffassung des Vertrages mit dem Magistrat scheiterten die Verhandlungen jedoch an gewissen Missverständnissen, zu deren Beseitigung die Gesellschaft den Weg des Compromises zu beschreiten keine Möglichkeit hatte.

Die Gesellschaft des Museums für Wissenschaft und Kunst hat sich daher an den Schulausschuß, dem auch später die Aufgabe der Verbreitung von Bildung in allen Bevölkerungsschichten zufallen dürfte, mit der Bitte gewandt, die Gefahr, die dem Bestand des Museums droht, durch eine angemessene Unterstützung abwenden zu wollen, zumal sich das Museum gerade jetzt, bei der in unserer Stadt erwachenden Bildungsbewegung, als eine unentbehrliche Einrichtung erweist.

Lodzer als Kriegsgefangene in Deutschland.

1. Vom Zentralnachweisbüro des Kriegsministeriums in Berlin ist dem Superintendenten W. B. Angerstein von der St. Johannisgemeinde ein Schreiben zugegangen, wonach dort folgende Lodzer als Kriegsgefangene gemeldet worden sind:

1) Wladislaw Grabowski, Soldat der 7. Kompanie des 22. russischen Infanterie-Regiments; gemeldet vom Rie-Lazarett Greifswald (Vereins-Lazarett).

2) Witold Grzegorzewski, Soldat vom 1. Pensi-Regiment; er ist nach dem Gefangenlager Lauban überführt worden.

3) Antoni Domanski, Soldat vom 24. Infanterie-Regiment, gefangen bei Ortsburg; er ist nach dem Lager Sprottau gebracht worden.

4) Franz Patak, Soldat vom Litauischen Regiment, gefangen bei Wittenberg; er befindet sich gleichfalls in Sprottau.

Die Angehörigen dieser Kriegsgefangenen, die diesen Briefe oder Geld zugehen lassen wollen, können sich bei dem Herrn Superintendenten Angerstein melden.

K. In Sachen der Schupockenimpfungen erfüllt die Sanitätssektion beim Zentralkomitee der Bürgermiliz folgenden Auftrag an die Bevölkerung: „Infolge der Kriegsereignisse haben viele Einwohner von Lodz im Verlauf der letzten Monate die freiwilligen Schupockenimpfungen vernachlässigt, sich selbst als auch ihren Kindern gegenüber. Die Folge davon ist die Verbreitung von Pocken, hauptsächlich unter den ungeimpften Säuglingen, besonders in den südlichen Teilen der Stadt und der Vorstädte. Ein Unbefracht der ungeheuren Sterblichkeit unter den Säuglingen (ein Drittel der an Pocken erkrankten Kinder stirbt) hat die Sanitätssektion beschlossen, im Monat Mai dieses Jahres sämtliche Personen, ohne Altersunterschied, gegen die Pocken zu impfen. Nach Bekanntgabe des Termins und des Ortes, wo die Impfungen vorgenommen werden, wird jeder bisher Ungeimpfte sich der Impfung unterwerfen müssen. Die bereits einmal Geimpften können jedoch ebenfalls geimpft werden. Jeder Geimpfte wird ein entsprechendes Zeugnis, von einem Arzt unterschrieben, erhalten. Diejenigen Personen, die sich der Impfung entziehen, werden zur Verantwortung gezogen.“ Im Zusammenhang damit hat die Sanitätssektion den Militärbezirk zwei Rundschreiben zugehen lassen. Das erste lautet wie folgt: „Jeder Hausbesitzer oder Hausverwalter erhält einen Aufruf obigen Inhalts. Im Verlaufe eines Tages ist festzustellen, wieviel Erwachsene oder Kinder in dem betreffenden Hause vorhanden sind, die geimpft werden sollen. Die gesammelten Angaben werden von der Miliz dem Büro der Sanitätsabteilung zugesandt.“ In dem zweiten Rundschreiben werden die Milizanten erachtet, in der

betreffenden Bezirken entsprechende Lokale vorzubereiten, in welchen besonders dazu bestimmte Werke zwischen dem 20. April und der ersten Hälfte des Mai Aufführungen vornehmen werden. Die Lokale sollen aus 2 Zimmern bestehen. Im 1. Bezirk sind 3 Lokale nötig, im 2., 3., 4. und 5. Bezirk je 2, in den übrigen Bezirken je eins.

k. Vom Sanitätsbüro. Anstelle des bisherigen Vorstehers des Sanitätsbüros des Hauptkomitees der Bürgermiliz Herrn Dr. Trenner, der als Mitglied in das Hauptbürgerkomitee gewählt wurde, wurde Herr Dr. Skalski für dieses Amt berufen.

y. Neue Miliz. Die neu gegründete Miliz in Kalisz, Leżajsk und Bielskowice und in der Gemeinde Radogoszcz hat ihre Tätigkeit aufgenommen. An der Spitze der Miliz steht Herr G. Stenzel, sein Vertreter ist J. Ambszczak.

S. Um Verlängerung der Polizeistunde am Ostermontagabend beschloß die katholische Geistlichkeit durch Vermittelung des Bürgerkomitees bei den deutschen Behörden nachzuforschen, da an diesem Abend der übliche Besuch des Grabes Christi in den katholischen Kirchen stattfindet.

k. Auszahlung von Gehältern. Das Hauptbürgerkomitee zahlte gestern an die in Lódz zurückgebliebenen Beamten des Magistrats die Gehälter für den Monat März aus.

r. Bei der evangelisch-lutherischen St. Johannisgemeinde besteht die schöne Sitte, daß am Ostermontag bei Anbruch des Tages auf dem den Hauptturm der St. Johannis Kirche umgebenden Balkon von Posaunisten mehrere Osterlieder gespielt werden. Auch in diesem Jahre wird das Osterfest in unserer Stadt vom Kirchturm herab auf diese Weise begüßt werden.

I. Eine sehenswerte Ausschmückung der Schaufenster finden wir beim Luxus- und Spielwaren-Geschäft von Albert Böhme, Petrikauer Straße Nr. 113. Das Schaufenster der Spielwarenabteilung besonders ist es, daß die Schauküst der Vorübergehenden erregt. Es steht im Beischen des nahenden Osterfestes. Große und kleine, mehr oder minder kostbare Osterreiche finden mit darin geschmackvoll aufgebaut. Zur "Belebung" dieses Osterstillebens dient eine ganze Reihe hübscher Kostümppuppen. Wir sehen Puppen in den farbenfrohen Trachten der Bäuerinnen aus der Radomer, Kielcer, Plock, Łowitzer, Augustower Gegend, aus Kleinpolen usw. Einen polnischen Edelmann in der schmucken Volkstracht, deutsche blonde Jungen usw. So ist es denn kein Wunder, wenn besonders unsere Kleinen in dichten Massen das Schaufenster umstehen und sich all die Herrlichkeiten beschauen.

be. Spiritusmangel. Die hiesigen Apotheker klagen sehr über Mangel an Spiritus, einem Artikel, den sie zur Herstellung unzähliger Arzneien dringend gebrauchen. In der Loder Monopolniederlage lagern noch ungeheure Vorräte an Spiritus, die Apotheker geben aber nichts heraus, sodaß die Apotheker einzige und allein darauf angewiesen sind, was ihnen jüdische Händler aus den kleinen Städten der Umgegend bringen. Diese Ware soll aber schlecht sein, und man hat nicht einmal die Sicherheit, daß sie nicht mit denaturiertem Spiritus gemischt ist. Mit Ungebuld erwartet man den Augenblick, wo die Behörden die vorhandenen Vorräte übernehmen und den Apotheken die zur Herstellung von Medikamenten nötigen Mengen liefern werden.

r. Von der Ersten Loder Beerdigungskasse. Die übliche Monatszahlung der Bevölkerung findet am Dienstag, den 20. d. Mts. um 2 Uhr nachmittags, in einem Lokale, Nikolajewskistraße Nr. 79, statt.

r. Neue Arbeiterküchen. Von den drei vereinigten Arbeiterverbänden "Christlicher Arbeiterverein", "Praca" und "Christliche Gewerkschaft" ist in Baluty, Ecke der Dworska- und Franciszka-Straße, eine neue Arbeiterküche eröffnet worden, an der etwa 400 Mittage täglich verabfolgt werden. Es ist dies bereits die 7. billige Küche, die von diesen drei Arbeiterverbänden unterhalten wird. Eine 8. Küche soll nach den Osterfeiertagen im südlichen Teile der Stadt eröffnet werden.

y. Von der Zgierz Fernbahn. Auf der Fernbahn Lódz-Zgierz verkehren seit vorgestern 3 Züge, was in Anbetracht des gestiegenen Personennachfahrts zu begrüßen ist.

k. Ein neuer Gaunertrick. Die Miliz des 2. Bezirks verhaftete 4 Personen, die folgenden Gaunertrick mit Erfolg mehrfach ausgeführt haben: Einer der Verhafteten verkaufte in den Handlungen mehrere Säcke Mehl, wofür er nach Ablieferung das Geld erhielt. Kaum aber war das Mehl an die betreffende Kaufstelle gelangt, als mehrere "Milizianen" mit dem Mehlverkäufer im Laden erschienen und den Inhaber als Héhler verhaftet wollten, da das Mehl angeblich gestohlen worden sei. Der Ladenbesitzer war gezwungen, das Mehl herauszugeben, und, um weiteren Unannehmlichkeiten zu entgehen, den Pseudo-Milizianen auch noch Schmiedegeld zu zahlen.

x. Kohlen-Diebe. Da des Nachts auf dem Kohlenplatz an der Węgławatstraße, wo vom Komitee Kohle an die Armen verteilt wird, häufig Diebstähle verübt wurden, nahmen Mannschaften der Reservemiliz in der gestrigen Nacht östlich Revision vor, wobei etwa 20 Personen im Stehlen von Kohle angetroffen wurden. Sie wurden in Haft genommen.

x. Drittes Sinfoniekonzert. Die größte Anziehungskraft übten in dieser Saison die Konzerte des Loder Sinfonie-Orchesters unter der Leitung des Professors Tad. Mazurkiewicz aus. Die zwei bisherigen Konzerte hatten großen Erfolg, sowohl in künstlerischer als auch in materieller Hinsicht, und für das 3. Konzert, das am 8. d. Mts. stattfinden wird, ist bereits der größte Teil der Eintrittskarten vergriffen. Das Programm ist außerst reichhaltig und interessant; es werden Werke von Chopin, Borodin (Mittwoch), Mendelssohn (schottische Sinfonie), Wagner (Einleitung zu den Meistersingern von Nürnberg), Liszt (Torquato Tasso) zum Vortrag gebracht.

x. Polnisches Theater. Der Osterpielplan des polnischen Theaters an der Cegielska-Straße 63 ist folgender: am 1. Osterfeiertag, um 3 Uhr nachmittags: "Der Spion Bonapartes", Schauspiel in 3 Akten von Alfons Karre, um 5½ Uhr nachmittags: "Die Welt ohne Männer", Schauspiel in 3 Akten von Engel und Horst. Am Montag, um 3 Uhr nachmittags: "Hajduczek", Schauspiel in 4 Akten S. Sienkiewicz, um 5½ Uhr nachmittags: "Der alte Korporeal", Melodrama von Jean de Jules. Am Dienstag, um 5 Uhr nachmittags: "Wesole Fonsia", Schauspiel in 4 Akten von St. Ruzowsk. Eintrittskarten sind von 11—2 und von 4—7 Uhr abends an der Theaterkasse zu haben.

S. Kirchenkonzert. Der Gesangverein "Moniuszko" veranstaltet am Sonnabend, den 3. April, um 2 Uhr nachmittags in der St. Josefskirche an der Grodzka-Straße ein Kirchenkonzert. Während des Konzertes werden Spenden gesammelt, die zugunsten der Notleidenden unserer Stadt verwendet werden.

Vereinsnachrichten.

k. Der Kulturverein "Licht" hat die Erlaubnis erhalten, einen Club und eine Teehalle für seine Mitglieder zu eröffnen.

r. Kohlen für die Handwerker. Die Verwaltung des beim Handwerkerclub bestehenden genossenschaftlichen Konsumvereins, Banadka-Straße Nr. 5, hat den ersten Transport Kohle erhalten, der schon von heute ab an die Mitglieder zur Verteilung gelangt.

x. Versammlung der Metallarbeiter. Heute nachmittag findet im Lokale an der Nikolajewka-Straße Nr. 84 die außerordentliche Generalversammlung der Mitglieder des Berufsverbandes der Metallarbeiter statt, die ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen beschlußfähig sein wird.

Aus der Umgegend.

y. Radogoszcz. Der Vogt der Gemeinde verurteilte den Hausbesitzer M. Maślanka in Kalisz wegen Nichtbefolgung einer Verfügung des Schultheißen zu 2 Tagen Arrest und den Ziegeleibesitzer Leib Hubel aus Rogi wegen desselben Vergehens, ebenfalls zu 2 Tagen Arrest.

y. Zgierz. Umbau einer Fabrik. Die Altien-Gesellschaft Lorenz und Krusche in Zgierz ist zum Umbau des 3-stöckigen Gebäudes ihrer im November vorigen Jahres niedergebrannten Fabrik geschritten. Bei dieser Arbeit sind außer Betriebsmauern etwa 300 Arbeiter beschäftigt.

— y. 500 Prozesse. Die Rechtsabteilung hat bis zum gestrigen Tage im ganzen 500 Prozesse erledigt.

— y. Diebstahl. In Modrzewin bei Zgierz wurde dem Landwirt Anton Piestrzewicz ein Pferd im Werte von 150 Rbl. und in Brzużyc der dortigen Einwohnerin Antonina Andżejewsk eine Kuh im Werte von 110 Rbl. gestohlen.

k.w. Alexandrow. Explosion eines Schrapnells. Gestern früh fand der Landwirt Paul Stasiak in Blota auf seinem Felde ein Schrapnell. Er nahm es mit nach Hause und versuchte dort mit Hilfe einer Zange das Geschöß auseinanderzunehmen. Es erfolgte eine Explosion, durch die dem S. drei Finger von der linken Hand abgerissen und zwei Finger der rechten erheblich verletzt wurden. Außerdem erlitt er noch Wunden im Gesicht. S. mußte nach Alexandrow gebracht werden, wo ihm ein Feldscher einen Notverband anlegte, worauf er nach Lódz geschafft und in einem dortigen Hospital untergebracht wurde.

x. Petrikau. Mangel an Verbandsstoffen. Im Hospital der hl. Dreieinigkeit, wo über 100 frische Privatpersonen behandelt werden, machte sich ein Mangel an Verbandsstoffen bemerkbar, die in der ganzen Stadt nicht aufzutreiben waren. Infolgedessen mußte sich die ältere barmherzige Schwestern des genannten Hospitals nach Lódz begeben, um dort die nötigen Verbandsmittel anzukaufen.

Was ein russischer Reservist erzählt.

be. Im Dorfe Nowosolna bei Lódz ist ein russischer Reservist, Sohn eines ehemals begüterten Landwirts, eingetroffen. Der Mann wurde im Schützengraben verwundet und lag dort drei Tage, bis die Deutschen den Graben eroberten

und ihn gesangen nahmen. Unterdessen waren ihm aber die Glieder abgebrochen, und der Mann wurde als kampfunfähig in sein Heimatdorf geschickt. Er erzählt unter anderem die interessante Tatsache, daß das russische Heer an großem Munitionsmangel leidet; auf je 3—4 Mann komme ein Gewehr. Ebenso elend ist es mit der Verpflegung bestellt. Nur einmal am Tage bekommen die Leute eine dünne Suppe, das ist alles. Aus Warschau kommt kein Brot, denn wie der Mann erzählt, ist dort auch keins zu haben.

Unser Gewährsmann ist selbst Zeuge der Grausamkeiten gewesen, die die Russen an den unwohnenden Deutschen verüben. So nahmen sie unter anderem achtzehn deutsche Landsleute mit Pferd und Wagen aus der Umgegend von Lódz bis an die Rawka mit und hängten sie dort in einer Scheune auf. Der Mann beruhigte die Leute in Nowosolna, sie sollten nur keine Furcht haben, die Russen würden nicht zurückkommen, denn was die Deutschen sich vor genommen hätten, das führten sie auch durch.

Kirchliche Nachrichten.

Evang.-luth. St. Trinitatis-Kirche.

(Neuer Ring)

Sonnabend, vor Osterfeiertag, 6 Uhr abends: Vorbereitung zum heil. Abendmahl. Pastor Hadrian.

Am Ostermontag als am I. Feiertage, 6 Uhr früh: Osterfrügottesdienst. Pastor Hadrian.

Vormittags 10 Uhr: Beichte, 10½ Uhr: Hauptgottesdienst nebst hl. Abendmahlfeier. Pastor Hadrian.

Nachmittags 2½ Uhr: Kindergottesdienst.

Abends 6 Uhr: Ostergottesdienst. Pastor Gundlach.

Am Ostermontag als am II. Feiertage, 10½ Uhr vormittags: Hauptgottesdienst. Pastor Gundlach.

Nachmittags 5 Uhr: Vortrag über das Altholzbibel. Pastor Gundlach.

Am Ostermontag als am III. Feiertage, 10 Uhr vorm.: Ostergottesdienst in polnischer Sprache nebst Beichte und hl. Abendmahlfeier. Pastor Krenz.

Zu der Armenhans-Kapelle, Dzielna-Straße Nr. 52.

Ostermontag, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst. Pastor Gundlach.

Kantorat (Gubardz), Alexanderstraße Nr. 85.

Donnerstag nach Osterfeiertag, 6 Uhr abends: Bischofslunde. Pastor Krenz.

Am 3. Osterfeiertage, 4 Uhr nachm.: Osterfeier für die Kinder. Pastor Krenz.

Kantorat (Baluty), Zawadzkastraße Nr. 35.

Donnerstag nach Osterfeiertag, 6 Uhr abends: Bischofslunde. Pastor Gundlach.

Evangelisch-lutherische St. Johannis-Kirche.

Sonntag, 1. Osterfeiertag, 6 Uhr früh: Frühgottesdienst. Superintendent Ungerstein.

Vormittag 10½ Uhr: Beichte und gleich darauf Hauptgottesdienst. (Mots. 13,14). Superintendent Ungerstein.

Nachmittag 3 Uhr: Kindergottesdienst. Diaconus Päzer.

Nachmittag 6 Uhr: Liturgische Andacht. Pastor Dietrich.

Montag, 2. Osterfeiertag, 10½ Uhr vorm.: Gottesdienst. Pastor Dietrich.

Dienstag, 3. Osterfeiertag, 10 Uhr vormittag: Predigtgottesdienst in polnischer Sprache. Hilfsprediger Wenzel.

Stadtmissionssaal.

Montag, 2. Osterfeiertag, 4½ Uhr nachmittag: Jungfrauenverein.

Konfirmanden-Saal der evangelisch-lutherischen St. Matthäi-Kirche.

Sonntag, 1. Osterfeiertag, morgens 5½ Uhr: Gottesdienst. Pastor Dietrich.

Vormittag 8 Uhr: Gottesdienst. Hilfsprediger Szöller.

Vormittag 10½ Uhr: Gottesdienst. Pastor Diaconus Päzer.

Montag, 2. Osterfeiertag, 10½ Uhr vorm.: Gottesdienst. Pastor Diaconus Päzer.

Polnische Angelegenheiten.

Das Hilfskomitee für Russisch-Polen

veröffentlicht in den Posener Blättern folgenden Bericht über seine bisherige Tätigkeit:

Die Mitglieder des Komitees haben in drei Gruppen den von deutschen und österreichischen Truppen besetzten bedeutenden Teil des Königreichs Polen im Kraftwagen bereist und in den einzelnen Kreisen örtliche Ausschüsse gebildet, soweit solche dort noch nicht vorhanden waren. Diese Ausschüsse werden Exekutivorgane des Posener Komitees bilden und folgende Aufgaben haben:

1. Erteilung von Auskünften über die Ortschaften, aus denen Getreide bezogen werden kann;

2. Angabe von Gegend, denen Getreide geliefert werden muß;

3. Organisation der Getreidezufuhr nach den von Hungersnot bedrohten Gegendern und

4. Einrichtung billiger Volkstücher.

Nachdem die Mitglieder des Komitees die erforderliche Genehmigung der deutschen Behörden eingeholt hatten, kauften sie in den reichlich mit Getreide versehenen Gegendern größere Mengen auf, die in der Folge nach den bedürftigen Ortschaften befördert werden sollen. Dabei wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß unsere Mitglieder beim Bereisen des Landes das größte Entgegenkommen seitens der Zivilbehörden gefunden haben. Wo es nötig war, unter-

stützten die Delegierten die schon bestehenden oder neu gegründeten billigen Küchen sofort mit Barmitteln und ordneten die Bezahlung der eingekauften Lebensmittel an.

Solche Unterstützungen wurden zu Händen der Vorstehenden der einzelnen Ortsausschüsse ausgezahlt: in Bendzin 5000 M., Dombrowa 7000 M., in Tschenskau für Waisen im Kriege umgekommener Eltern 500 M., Zamierow 3000 M., Brzezim 1000 M., Gliwice an der Rawka 1000 M., Noworadomsk 4000 M., für die zerstörten Dörfer in der Umgegend von Bloty Potok 1500 M., Petrikau 3000 M., Sulejow 500 M., in Lódz zu Händen des Herrn Stamirovski 25,000 M., Kalisch 4000 M. und 2000 Rbl., Kutno 5000 M., Kowal 300 Rbl., Turek 500 Rbl., Blaszk 1500 M., Pabianice 1000 M. und eine Anweisung auf 10,000 M. für in Włocławek eingekaufte Lebensmittel, Lyszkowice 300 Mark, Gliwice 1000 M., Konstantinow 600 M. und eine Anweisung auf 2400 M. für Lebensmittel, Ozorkow 1000 M., Strykow 1500 Mark und 250 Rbl., Łowisch 3000 M., Bolinow 1500 M., Łutomiersk 500 Rbl., Miedrow 250 Rbl. und für Lebensmittel aus Włocławek 2500 M., Zgierz eine Anweisung auf 5000 M. für Lebensmittel aus Włocławek.

In Włocławek bezahlte das Komitee für Getreide 30,000 M.

Die Kommission hat festgestellt, daß die örtlichen Ausschüsse überall regelrecht funktionieren und hat das volle Vertrauen, daß sie ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen werden. Die Opferwilligkeit für das Königreich Polen war bei uns bisher groß, die Kommission hat aber so viel Verwüstung und Not vorgefunden, daß man sich mit dem, was bisher getan ist, nicht begnügen darf. Ein ausführlicher Bericht über ihre Reise werden die einzelnen Berichterstatter in der Feiertagsnummer der Blätter veröffentlichen, worauf schon jetzt hingewiesen sei.

Im Namen des Komitees:

L. Micielski, Vizepräs., Kazimierz Brownford, Sekretär, be.

Letzte Telegramme.

Eigene Telegramme und Funksprüche der Deutschen Loder Zeitung.

Nus deutschen Gauen.

Eine Ansprache des Königs von Württemberg.

Bei der am 29. März stattgefundenen Truppenvereidigung hielt der König von Württemberg folgende Ansprache:

"Kameraden! Ihr habt einen heiligen Eid geschworen, Eure Pflicht als Soldaten treu bis zum letzten Atemzug zu erfüllen. Es ist mir Herzensbedürfnis, in diesem feierlichen Augenblick in Eurer Mitte zu erscheinen und Euch dem Schutze des Höchsten zu empfehlen. Dass er Euch auf Eurem neuen Lebensweg und Eurer neuen Pflicht, die an Euch herantreten, beschützen und bewahren möge. Ich weiß, dass es für viele von Euch ein schweres Opfer ist, aus Eurem bisherigen Beruf herausgerissen zu werden, weg von der Familie und allem persönlich Lieben und Leid. Aber ich weiß, dass jeder Deutsche den letzten Blutsstrom einsetzen wird zum Schutze unseres angegriffenen Vaterlands. Ich weiß, dass ich mich ganz auf Euch verlassen kann. Meine besten, innigsten Wünsche begleiten Euch. Gott befohlen! Und nun stimmt alle mit mir ein in den Ruf, von dem jedes deutsche Soldatenherz erfüllt ist, Seine Majestät der Kaiser, unser Oberster Kriegsherr und unser eure, geliebtes Vaterland: Hurra!"

Prinz Oskar von Preußen
wurde als Oberstleutnant à la suite des sächsischen Grenadierregiments 101 gestellt. Prinz Oskar war bis zum Kriegsausbruch Oberstleutnant und Kommandeur des 7. Grenadierregiments in Liegnitz und stand à la suite des 2. (Potsdamer) Kavallerie-Regiments. Das 101. Grenadierregiment Kaiser Wilhelm hat seinen Standort in Dresden und ist eines der ältesten der deutschen Armee. Es ist 1670 gegründet worden.

Zahlung von Vorschüssen für Hinterbliebene.

Eine sehr dankenswerte Einrichtung, die von den Hinterbliebenen von Beamten aufrechtig begrüßt wird, hat jetzt die Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung getroffen. Die Verkehrsämter sind angewiesen, beim Ableben von etatsmäßig angestellten Beamten und Unterbeamten sowie von Ruhgehaltsempfängern den Hinterbliebenen Vorschüsse auf die ihnen für das Gnadenvierteljahr zu stehenden Beträge — nötigenfalls in voller Höhe dieser Beträge — zahlen zu dürfen, wenn über die Empfangsberechtigung kein Zweifel besteht. Für die Postagenturen haben die Abrechnungsstellen die Zahlung zu veranlassen. Die gezahlten Beträge sind bis zum Eingang der Zahlungsverfügung der Ober-Postdirektion schwedend zu führen. Diese Aenderung bedeutet eine wertvolle Hilfe zugunsten der Hinterbliebenen der Beamten, indem die Auszahlung der Gnadenbezüge seitens der Verkehrsämter sofort nach Eintritt des Todesfalles erfolgen kann, ohne dass zunächst an die Ober-Postdirektion berichtet werden muss. Bisher mussten die Verkehrsämter, selbst wenn über die Höhe der Gnadenbezüge und über den Empfangsberechtigten keinerlei Zweifel bestand, vor Auszahlung der Gnadenbezüge an die Ober-Postdirektion berichten, und erst wenn diese ihrerseits eine Zahlungsverfügung an das Verkehrsamt erlassen hatte, konnten die Gnadenbezüge ausgezahlt werden. Dass dadurch trotz der gebotenen eiligen Erledigung Zeit verloren ging, bis die Hinterbliebenen in den Besitz der ihnen zustehenden Gnadenbezüge kamen, ist klar. Es ist darauf hinzuweisen, dass sich die Aenderung nur auf etatsmäßig angestellte Beamte und Unterbeamte sowie auf Ruhgehaltsempfänger bezieht, nicht aber auf Diätare. Und zwar deshalb, weil für die nichtetatsmäßig Angestellten ein Anspruch auf die Gnadenbezüge — wie er den Etatsmäßigen zusteht — nicht besteht. Den Nichtetatsmäßigen kann das Gnadenvierteljahr zwar bewilligt werden, aber einen Anspruch darauf haben sie nicht, infolgedessen konnten die Verkehrsämter auch nicht ermächtigt werden, das Gnadenvierteljahr an die Hinterbliebenen von Postboten usw. sogleich zu zahlen, weil eben erst die Ober-Postdirektion zu entscheiden hat, ob überhaupt die Bezüge gewährt werden sollen.

Gold.

Eine "Gold-in-die-Reichsbank-Organisation der deutschen Philologen, Lehrer und Geistlichen" ist unter Führung des Charlotter Oberlehrers Dr. Driessen in Tätigkeit getreten. Sie vereint die Einzelgoldsammlungen und bringt sie in Zusammenhang. Bis jetzt liegen die beiden ersten Listen vor. Nach der ersten Auflistung hatten 35 höhere Lehranstalten 1 469 000 Mark zusammengetragen. Die zweite Liste bringt 63 weitere Anstalten, sodass mit Einschluss der ersten nunmehr 98 höhere Schulen die städtische Summe von 3 983 000 Mark in Goldstücke eingebrochen haben. Man darf gespannt sein, welches Ergebnis diese Freiwilligensammlung erzielen wird, wenn erst die Gesamtziffer von den sämtlichen etwa 1 400 höheren deutschen Schulen, den sämtlichen Volkschulen und den Sammlungen der Geistlichen vorliegen.

Berliner Bismarck-Feiern.

Bei den flüchtigen Auslandsdeutschen.

Eine zahlreiche und bunte Festversammlung war es, die sich gestern abend im schön geschmückten Marmorsaal des Zoologischen Gartens zur Bismarck-Huldigung zusammenfand. Man sah das Kopftuch der östpreußischen Bürgerin neben dem eleganten Hut der aus Paris geflüchteten Deutschen, sah aus Russland und England ausgewesene, aus Japan und den Kolonien geflüchtete Männer und Frauen, daneben auch Mitglieder der Hofgesellschaft, viele Offiziere in Feldgrau, gut bürgerliches Publikum und ganz einfache Leute. Als Vertreter der Kronprinzessin wohnten Freiherr v. Stülpnagel und Gräfin Keyserling der Feier bei. Geheimrat Professor Dr. Rothe hielt die Festrede. Auch er trug die feldgraue Uniform und ging in seiner Rede von dem Gedanken des Krieges aus.

Anderer sollte Bismarcks Jubiläum werden, ein herrliches Frühlingsfest, vom Feuer durchleuchtet, voller Glanz und Freude. Nun klingt die Freude gedämpft, aber sie ist vielleicht desto inniger. Im gehohten Lauf der Dinge hätten viele bestanden, die Roten und die Schwarzen und manche Unverschämten hätten den Tag nicht mitgefiebert. Heute aber schätzt jeder deutlich den Wert seines Vaterlandes, für das er kämpft, und jeder ehrt darum den Schöpfer, für dessen Werke er streitet. Der Redner verglich Bismarck mit den großen geistigen Führern des deutschen Volkes: Luther, Kant und Goethe, und zeichnete dann in kräftigen Umrisslinien Bismarck, den echten Deutschen, den Schollenmenschen mit seiner Naturliebe und unwichigen Kraft, in dessen Diplomatie Bauernschaftlichkeit war, der in seinen Reden den Mutterwillen des Volkes hatte. Er kannte das Volk bei der Arbeit, er liebte es in Waffen und er hatte unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Der Redner schilderte dann das einzigartige Verhältnis wunderbaren Vertrauens zwischen Kaiser Wilhelm und dem Altreichskanzler und ging in großen Zügen auf seine politischen Taten, besonders die Schaffung des Reiches, die Erfüllung des alten deutschen Sehnsuchtsraumes ein. Auch seine innere Politik sei erfolgreicher gewesen als man gemeinhin annimme, die soziale Gesetzgebung habe die in diesen Tagen so herrlich hervorgetretene innere Einheit des deutschen Volkes vorbereitet. Bismarck würde sich freuen, könnte er sein Volk so einig sehen. Er ist nicht tot, er lebt uns und wir alle fühlen uns verpflichtet, seine Aufgaben zu erfüllen, unsere Feinde fühlen, dass etwas von seiner Kraft in uns allen lebt. Unser Sieg wird ein Sieg Bismarcks sein. — Brauender Beifall dankte dem Redner. Dr. Bock-Riga brachte den Dank der Reichsdeutschen aus Feindesland an das Vaterland. Dann wurde "Deutschland, Deutschland über alles" gesungen... und dann breitete sich eine tiefe feierliche Stille aus, wie betendes Schweigen, dass man die Pulse klopfen, die Chöre innersten Jubels konnte jauchzen hören.

Bismarck-Feier im Abgeordnetenhaus.

Auf Einladung des Präsidenten des Abgeordnetenhauses hatten sich gestern abend im großen Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses Mitglieder beider Häuser des Landtages und des Reichstages eingefunden, um der vom Novemberischen Kriegschor veranstalteten Bismarck-Jahrhundertfeier beizutreten. Reichstagsabgeordneter Wamhoff hielt eine Ansprache, in der er das Leben und Wirken Bismarcks beleuchtete. Eines der schönsten Vermächtnisse, die er uns hinterlassen habe, wären seine Gedanken und Erinnerungen gewesen; in seinen Briefen an seine Gattin offenbarte Bismarck das Vorbild eines Familienwerts. Der Redner kam dann auf die gewaltige politische Laufbahn des Fürsten zu sprechen und vertrat die Ansicht, dass viele, die einst Gegner von Bismarck waren, jetzt glühende Verehrer des großen Deutschen geworden wären. Reichstagsabgeordneter Wamhoff streifte dann Bismarcks Rolle im Kriege 1870/71, erinnerte an seine Verhandlungen mit Napoleon und an seine großen Verdienste um das Zusammenleben des Deutschen Reiches. Dieses Reich würde nie vergehen und würde durch den künftigen Frieden noch fester aneinandergeketet werden. Zum Schluss dankte der Redner unter lebhaftem Beifall der Zuhörer den anwesenden "Feldgrauen" für die deutsche Treue, die sie dem Vaterlande erwiesen haben.

Wolfgang Heine und der "zweite König von Potsdam".

In einem Artikel "Einigkeit im Kampf" sieht sich Reichstagsabgeordneter Wolfgang Heine in den "Sozialist. Monatsschriften" mit den Fraktionskollegen auseinander, die bei der Gesamtabstimmung dem Staat ihre Zustimmung verlangt haben. Er macht dabei einen scharfen Unterschied zwischen Liebnecht, der ausdrücklich gegen den Staat stimmte, und den Abgeordneten, die sich bei der Abstimmung entfern. Von Liebnecht sagt er:

Für Liebnecht und das, was er tut und redet, sei es in sei es außer dem Hause, trägt die Fraktion keine Verantwortung, wenn sie auch durch das Organisationsstatut der Partei verhindert ist, sich mit ihm deutlich auseinanderzusetzen.

Der Londoner "Daily Mail", die Liebnecht am 20. März als "zweiten König von Potsdam" gefeiert und als Symbol des Deutschland" gerühmt hat, "mit dem wir (England) uns verehnen werden", ruf Heine zu: "Die Engländer täuschen sich, wenn sie glauben, dass der zweite König von Potsdam unter deutschen Sozialisten, die sich ihrer Verantwortung für ihr Volk bewusst sind, für seine Auffassung irgend eine Gemeinschaft findet." Das Verhalten der Sozialdemokraten, die von der Gesamtabstimmung über den Staat den Saal verließen, hat nach Ansicht von Heine eine "bedenkliche Seite" eröffnet durch seine Ausnutzung im Vorwärts erhalten:

Die Bekanntmachung der Namen der Dissidenten macht das, was ein Gewissensvorbehalt sein durfte, zu einer Demokratization, die nach dem Fraktionsbeschluss unzulässig war, die, wie ich annehme auch dem Willen ihrer Teilnehmer nicht entsprach, und die unter allen Umständen für Deutschland höchst schädlich ist. Dies zeigt sich schon in dem Echo der ausländischen Presse. Der "Vorwärts" hat völlig bedenlos das Interesse des deutschen Volks in diesem schweren, sein Dasein bedrohenden Kampf, der vor allem Einigkeit der Verteidigung erheischt, preisgegeben. Zugleich hat er die Einigkeit der Partei dadurch erschüttert und das Mögliche getan, um ihre Stellung zu verderben. Der Vorwärts leistet damit sowohl den aussichtsreichen Kriegsgegnern gegen Deutschland wie inländischen Schärfmachern gegen die Sozialdemokratie Vorschub. Das haben selbstverständlich die Abgeordneten, die sich nicht an der Abstimmung über das Budget beteiligten, nicht gewollt. Waren ja doch manche darunter, die für die Bewilligung der Zehnmilliardenforderung gestimmt hatten, die es aber mit ihrem parteigenössischen Gewissen nicht vereinbaren konnten, den Staat als solchen anzunehmen, weil sie sich durch die früheren Parteitagsbeschlüsse für gebunden hielten.

Diese Verufung auf Parteitagssatzung lässt Abgeordneter Heine nicht gelten. Er erklärt:

Es hätte keinen heldhaften Eindruck gemacht, wenn die größte Fraktion des Reichstags nicht gefragt hätte: Willen wir dem Vaterland helfen? sondern: Ist es uns erlaubt? 10 Milliarden der Regierung ohne Spezialisierung und Kontrolle hinzugeben, weil es nötig ist, und dann bei der Gesamtabstimmung sie wieder abzulehnen, weil das einmal ein Parteitag unter ganz anderen Umständen beschlossen hat, das hätte die Fraktion wirklich dem Gelehrten preisgegeben. Solches Kleben am Buchstaben wäre alles eher als "revolutionär" gewesen.

Die Frage, ob künftig die Sozialdemokratie mit oder ohne Einverständnis des "zweiten Königs von Potsdam" im Reichstag, in den Landtagen und den Kommunen Staat zu bewilligen haben wird, will Abgeordneter Heine von Fall zu Fall geregelt wissen.

Sozialdemokratische Budgetbewilligung in Hessen.

Der hessische Landtag trat am 29. März zu seiner zweiten Kriegstagung zusammen. Die zweite Kammer nahm außer einer größeren Anzahl kleinerer auf die Kriegsfürsorge sich beziehender Vorlagen eine Regierungsvorlage

betreffend die Erweiterung des Finanzgesetzes für 1914 auf das Jahr 1915 an. Die sozialdemokratische Fraktion ließ durch den Abgeordneten Ulrich folgende Erklärung abgeben: "Unter völiger Wahrung unseres prinzipiellen Standpunktes zu den einzelnen Kapiteln des Hauptvoranschlages, den wir in den früheren Jahren zum Ausdruck brachten, werden wir in Abtracht der großen Zeit und in der Absicht, auch in diesem Hause der Welt zu zeigen, dass wir einig sind in dem Streben, durch gemeinsame Arbeit zum Sieg und zu dauerndem Frieden zu kommen, für das diesjährige Finanzgesetz stimmen. (Bravo!) Wir haben bewiesen, dass wir uns mit allen Volksgenossen in der Verteidigung des Vaterlandes gleich verpflichtet fühlen, und glauben erwarten zu dürfen, dass für die Zukunft auch die völlige Gleichberechtigung der sozialdemokratischen Volksgenossen folgen wird, so folgen muss." Darauf wurde die Sitzung auf Dienstag vertagt.

Zimmer noch minderwertige Liebesgaben.

Amtlich wird geschrieben:

Im Verkehr mit Lebensmitteln werden immer noch vielfach Eis- und Trinkwasser in Blechbüchsen und dergl. angeboten und verkauft, deren Genuss- und Gebrauchswert in keinem Verhältnis zu ihrem Verkaufswert steht; es handelt sich dabei lediglich um eine geschäftliche Aussicht im Felde stehenden Truppen. So ist dies festgestellt bezüglich alkoholfreier oder alkoholhaltiger Bunsch- und Grogwürfel, Käffeeablegten, die aus Surrogaten bestehen, Tee und Milch zubereitet sind. Der Bevölkerung wird empfohlen, beim Einkauf von Liebesgaben sorgfältig in befferer Weise für ihre Angehörigen im Felde anlegen können. Bei hervortretenden Zweifeln empfiehlt es sich, die Dosen u. v. der Polizeibehörde zu übermitteln, damit mit allen Mitteln stehenden Mitteln gegen derartige Ausbeutung eingeschritten werden kann.

Zunahme des Viehbestandes in Deutschland.

Die Viehzählung vom 1. Dezember 1914, deren vorläufige Ergebnisse für das Deutsche Reich soeben amtlich veröffentlicht werden, zeigt für die Zeit der Zahlung im ganzen eine Zunahme des Viehbestandes gegen die früheren Zählungen. Erheblich gestiegen ist nämlich gegen das Vorjahr die Zahl des Rindviehs, die sich am 1. Dezember 1914 auf 21 817 769 Stück gegen 20 994 344 Stück am 1. Dezember 1913 stellte. Kühe waren 2 070 904 gegen 1 915 389, Jungvieh 6 849 429 gegen 6 194 453 und Kühe 11 316 586 gegen 11 320 344 vorhanden. Die Zahl der Schafe hat wie stets in den letzten Jahren etwas abgenommen. Sie betrug 5 448 539 gegen 5 520 837 im Jahre vorher. Annähernd auf der großen Höhe des Jahres 1913 hat sich auch die Zahl der Schweine gehalten. Sie stellte sich auf 25 339 627 gegen 25 659 140 am 1. Dezember 1913 und 21 923 707 am 1. Dezember 1912. Die Zahl der unter einem halben Jahr alten Schweine ist dabei von 15 288 821 auf 14 677 964 zurückgegangen, während die der älteren Schweine etwas gestiegen ist. Ziegen waren am 1. Dezember 1914 insgesamt 3 533 744 gegen 3 584 384 vorhanden. Für Pferde, von denen 3 442 067 gezählt wurden, fehlen die Vergleichszahlen, da diesmal die Militärpferde nicht wie sonst stets mitgezählt werden konnten. Die Zahlen sind mit Rücksicht auf die kriegerischen Ereignisse in Ostpreußen bemerkenswert.

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Amtlich wird mitgeteilt:

Auch an der zweiten Kriegsanleihe haben sich alle Schichten der Bevölkerung, reich und arm, gleichmäßig beteiligt. Nach dem nunmehr bei der Reichsbank vorliegenden Ergebnis gruppierten sich die Bezeichnungen nach der Größe wie folgt (die eingeklammerten Ziffern sind das Ergebnis der ersten Kriegsanleihe):

Mt.	Mt.	Zahl der Bezeichnungen	Betrag in Mill. Mt.
von 100 bis 300	452 113 (231 112)	71 (36)	
300 " 600 "	581 470 (241 804)	254 (111)	
600 " 1 100 "	660 776 (453 143)	604 (293)	
1 100 " 2 100 "	418 861 (157 591)	1 354 (579)	
2 100 " 5 100 "	361 459 (56 438)	1 057 (450)	
5 100 " 10 100 "	130 903 (19 313)	745 (307)	
10 100 " 20 100 "	46 105 (11 584)	926 (410)	
20 100 " 50 100 "	26 407 (3 629)	618 (315)	
50 100 " 100 100 "	7 742 (2 050)	1 066 (509)	
100 100 " 500 100 "	4 361 (361)	440 (287)	
500 100 " über 1 000 000 "	538 (210)	1 162 (869)	
	zusammen 2 691 060 (1 177 235)	9 060 (4460)	

Es wurden gezeichnet in Millionen Mark:

bei der Reichsbank und ihren Zweigstellen	565	bei den Lebensversicherungsgesellschaften	384
bei den Banken und Bankiers	5 592	bei den Kreditgenossenschaften	430
bei den öffentlichen Sparkassen	1 977	bei der Post	112

Handel und Volkswirtschaft.

Deutschland.

Niederrheinische Spinnerei und Weberei-Industrie.

Der Geschäftsgang in den verflossenen zwei Monaten im hiesigen Industriebezirk war im allgemeinen günstig, kann aber mit dem sehr lebhaften Verkehr der Vormonate nicht verglichen werden. Die Lage ist ruhiger, aber stetiger geworden. Der ganze Monat Januar hat verhältnismässig wenig Aufträge gebracht; seit Mitte Februar hat sich das Geschäft gebessert, es wurden seitens der Heeresverwaltung in allen Fabrikaten wieder grosse Bestellungen erteilt, so dass fast sämtliche Betriebe wieder für mehrere Monate Beschäftigung haben. In den Baumwollspinnereien hat sich in der Berichtszeit äusserst lebhafte Tätigkeit entfalten können; wenn auch zeitweise die Garnverbraucher mit Einkäufen zurückhaltend waren, so verfügten die Betriebe doch über einen so reichlichen Auftragbestand, dass zeitweise sogar mit Überstunden gearbeitet wurde. Besonders in den letzten Wochen, als amerikanische Baumwolle wieder sehr feste Tendenzen zeigte, sind langfristige Abschlüsse von den Webereien getätigten worden. Ein direkter Mangel an Rohbaumwolle ist nicht zu verzeichnen gewesen und voraussichtlich auch nicht zu befürchten, obschon die Spinner recht hohe Preise für Rohbaumwolle anlegen müssen.

Inimitat und Fancygarnen war der Handel durchgehends rege, hat jedoch in den letzten Wochen etwas abgeflaut. Die jetzigen hohen Garnpreise haben manche Verbraucher zu mehr Zurückhaltung veranlasst, obschon bei der schwierigen Einfuhr der ostindischen Baumwolle und Baumwollabfälle niedrigere Preise vorerst nicht zu erwarten sind. Die Spinnereien sind noch für einige Monate zufriedenstellend beschäftigt, auch der Abruf ist lebhaft. In Cheviot und Kammgarn ist der Bedarf regelmässig, bei der bestehenden Geschäftslage ist auch wenig Aussicht vorhanden, dass der Verkehr unter den obwaltenden Umständen sich lebhafter gestalten wird, denn durch die festgesetzten Höchstpreise ist der Handel fast ganz ausgeschlossen. In den Spinnereien, welche Mungo und billige Streichgarnen herstellen, war das Geschäft im Januar und Februar nicht sehr lebhaft, wenn auch aus früheren Abschlüssen noch genügend Beschäftigung vorhanden war. Seit Anfang März, nachdem die einschlägigen Webereien wieder grössere Aufträge seitens der Heeresverwaltung erhalten, wurden auch grössere Posten Garn bestellt, so dass jetzt die Betriebe wieder für mehrere Monate zu tun haben. Die Herstellung der vor dem Kriege gelieferten Garnsorten ist stark eingeschränkt worden. In rohen und gebleichten Flachs und Werggarnen ist die Nachfrage während der ganzen Berichtszeit äusserst rege gewesen, es kamen viele Käufe zu den höchsten Preisen zustande. Wegen der äusserst knappen Rohstoffe sind die Spinner seit einiger Zeit bezüglich neuer Abschlüsse doch sehr zurückhaltend geworden und verkaufen nur soweit die Vorräte reichen. In den Nesselwebereien hat das lebhafte Geschäft

in den verflossenen zwei Monaten angehalten. Hauptsächlich wurden die Nesselfabriken für die Heeresbedürfnisse, wie Zelt, Brotbeutel und Verbandstoffen hergestellt, aber auch alle Nesselsorten für das Inlandsgeschäft wurden in grossen Mengen gekauft. Auch in den Bord- und Velvetwebereien herrschte sehr reger Verkehr, alle Betriebe waren reichlich mit Aufträgen versehen. Nach Cords für Militärzwecke ist die Nachfrage nicht mehr so stark, dagegen werden die Cords für Damen- und Kinderkonfektion, sowie Cords für Ueberzüge wieder stärker gekauft. In den Weisswebereien, welche Biben und Kalmukartikel herstellen, ist die Lage zwar nicht mehr so günstig, als wie im November/Dezember, die vorliegenden Stühle beschäftigen zu können. Die Artikel für die Bedürfnisse der Heeresverwaltung stehen noch immer im Vordergrunde des Interesses, während das Inlandsgeschäft noch sehr ruhig ist. Die Grossisten denken bei den jetzigen hohen Preisen noch nicht an Deckung des Heeresbedarfes. In den Buntwebereien, welche Schlafdecken, Velours, Betttücher liefern, hatten die Monate Januar/Februar, wegen Beschlagnahme der Deckenbestände, eine vorübergehende Abflauung gebracht. Der März hat aber wieder so reichlich Aufträge gebracht, dass die Betriebe wieder für mehrere Monate gut beschäftigt sind. Die Fabriken für baumwollene Hosenstoffe haben sich seit Beginn des Krieges fast ausschliesslich auf Artikel für Heeresbedarf, besonders auf Ersatztuch- und Decken geworfen und sind dabei nicht schlecht gefahren. Die früheren Hosenstoffe werden nur noch ganz vereinzelt hergestellt. In den Buxkin-, Kammgarn- und Cheviotwebereien ist das Geschäft sehr lebhaft gewesen. Fast alle Betriebe hatten reichlich Aufträge in Halbwolldecken und Militärtüchern, besonders letztere sind wieder sehr stark in den besseren Qualitäten, soweit schon hier fabriziert werden können, bestellt worden. Sehr störend macht sich in diesen Webereien der Arbeitermangel fühlbar, umso mehr, als Arbeiterinnen für diese Fabriken hier nicht in Betracht kommen.

Oesterreich.

Erhöhung der Preise für Baumwollgewebe. Die österreichischen Baumwollwebereien erhöhen die Preise für weisse und buntgewebte Ware für nächste Wintergeschäftszeit um 25 p.Ct. Bei Waren von unter 50 Heller das Meter ist eine noch grössere Preiserhöhung beabsichtigt.

Russland.

Die russische Kohlennot.

Wie Russland durch die mangelhafte Organisation seiner Verkehrsmittel verhindert wird, seine Rohmaterialien nach den Verbrauchsorten zu bringen, beweist wieder einmal eine Mitteilung der Rjutsch vom 5./18. März. Darnach hat der Petersburger Stadthauptmann Graf Tolstoj beim Ministerium des Innern eine Denkschrift eingereicht, in der er darauf hinweist, dass infolge des andauernden Mangels an Kohlenwagen zum Transport der Kohle vom Donetsbecken, die Petersburger städtischen Unternehmungen sehr bald

fürchten müssen und grimmig durcheinander und schwiegen nur, wenn der Bürgermeister sprach. „Hinaus also!“ sagte der jetzt und schritt dem wilderregten Haufen voran. Und wie sie so dahinzogen im Elmarsch, Schulter an Schulter, einander dicht auf den Fersen, sprach keiner mehr ein Wort. Selbst die Frauen und Kinder schwiegen. Dafür ließen sie die Blicke vorausjagen, die Dorfgräfe hinauf, dem noch nicht sichtbaren Heiligtum drauf auf der Höhe entgegen, und stritten sich mit hundert Zweifeln und aufgeregten Gedanken herum.

„Es war ja unmöglich! Unausdenkbar. Die Heidenlinde fallen?“ Deren Wurzeln in unermessliche Tiefe griffen, hinunter ins Geheimnisvolle, Unerforschte, ewig Mütterliche . . . und weit hinein ins Land, also dass sie das Dorf trugen und die Leiter und Biesen rundum. Sie, die zahllose Jahrhunderte die Bauernschaft behütet und geschützt hatte, wie Gott selber kaum. Sie, die unzählige Male Väter und Urväter unter sich versammelt und die Arme über sie gebreitet, wenn sie zu Gericht gesessen vormalen in grauen Zeiten, oder Ratsversammlung gehalten; die Kriegsnöte und Stürme überdauert und die Felder gesegnet nach jeglicher Heimsuchung; die Geschlecht im Geschlecht keimen und wachsen und absterben, ja und immer wieder ein jung Geschlecht herauftaucht in ihren Tag, Millionen Wanderer mit den Stunden vorüberziehen sah, dem letzten Feierabend entgegen, und fest und treu sich über allem Wechsel gehalten . . .

„Nein, nein, nein, nein! Die Heidenlinde stand unverstört und heilig wie das goldene Kreuz am Himmel, und der einäugige faselte.“

gezwungen sein würden ihre Tätigkeit einzustellen. Besonders empfindlich ist die Kohlennot für das Kraftwerk der städtischen Strassenbahn, die dafür gekauft besondere Kohlensorte trifft in einer derartig geringen Anzahl von Wagenladungen ein, dass schon in den allernächsten Tagen, am 11/24. oder 12/25. März, die Einstellung der Strassenbahnverkehrs erwartet werden kann. Was die Gasanstalt betrifft, so ist diese infolge der mangelhaften Lieferung der bestellten Gaskohle gezwungen, die Strassenbeleuchtung beträchtlich einzuschränken.

Der Stadthauptmann macht genaue Angaben über die Steinkohlenzufuhr der Hauptstadt, aus der hervorgeht, dass die Stadt für Dezember, Januar und Februar anstatt bestellter 4176 Wagenladungen Steinkohle insgesamt nur 1824 bekommen hat. Augenblicklich übersteigt der Kohlenvorrat, der für die Zwecke der städtischen Unternehmungen benutzt werden kann, nach 250,000 Pud. Der tägliche Kohlenbedarf der städtischen Unternehmungen beträgt 30,000 Pud. Im März braucht die Stadt nur für ihre eigene Unternehmungen nicht weniger als 850 Wagenladungen Kohle.

Der Stadthauptmann bittet den Minister des Innern, der Stadt in Sachen der Kohlenbeschaffung seinen Beistand zu erweisen. Auf die für die städtische Wirtschaft zu erwartenden schwierigen Umstände, hat der Stadthauptmann auch den Petersburger Stadtgouverneur und die städtische Wirtschaftsverwaltung hin gewiesen.

Zu derselben Frage meldet die Rjutsch weiter, dass das Verkehrsministerium beschlossen hat, die Anzahl der Güterwagen „auf die obere Norm zu bringen“ um den Kohlentransport vom Donetsgebiet nach den wichtigsten Zentralen Russland zu verstärken. Außerdem wurde vorgeschlagen, bei Eröffnung der Flusschiffahrt den Kohlentransport auf dem Wasserwege beträchtlich zu verstärken, wobei ein besonderer Ausschuss zur Ausarbeitung eines Planes des Kohlentransportes auf dem Wasserwege organisiert werden soll.

Bei diesen papierenen Beschlüssen wird es wohl auch bleiben, denn wenn schon im Frieden lange Monate gebraucht werden, um die Ernte nach den Häfen und Verbrauchsarten zu bringen, so muss diese Schwierigkeit zu Kriegszeiten, wo grosse Teile des vollen Bestandes der Bahnen für Heereszwecke in Anspruch genommen werden, unentwirrbar werden. Gegen diese Not helfen nicht Beschlisse sondern Lokomotiven und Güterwagen, und es ist ganz ausgeschlossen, dass Russland jetzt während des Krieges das fehlende beschaffen kann. Der Vergleich mit Deutschland, wo Personen- und Güterverkehr trotz des Krieges im vollen Umfang ohne Störung wie im tiefsten Frieden weiterläuft, springt deutlich in die Augen.

England.

Eine englische Anleihe in Amerika.

Nach einer Meldung der „Nationaltidende“ aus New-York sucht England zurzeit eine Anleihe von 100 Mill. Doll. in Amerika zur Bezahlung von Kriegsbedürfnisse aufzunehmen. Die Nachricht ist besonders deshalb sehr interessant, weil sie zeigt, dass es jetzt auch England

schwer fällt, seine Bezüge aus dem Auslande bar zu bezahlen. Frankreich und Russland waren, wie erinnerlich, schon wiederholt genötigt, Käufe im Auslande mit Anleihen zu bezahlen, und wenn jetzt schon das stolze Albion den gleichen Weg zu beschreiten sucht, so dürfte der Grund darin zu suchen sein, dass England nicht mehr imstande ist, Kom pensationen seiner Auslandsschulden durch die Hingabe von Auslandsforderungen vorzunehmen. Dieses hängt mit der genügend bekannten Tatsache zusammen, dass der englische Außenhandel dauernd einen enormen Rückgang in der Ausfuhr erfährt, während die Einfuhrzahlen fast wieder Friedenshöhe erreicht haben. Infolgedessen haben sich auch die Devisenkurse für England recht ungünstig entwickelt, und zwar ist besonders der Sterlingkurs in New-York, wie wir schon wiederholt berichteten, zurzeit auf einen nie erlebten Tiefstand gesunken. Als besonderes Kuriosum sei noch erwähnt, dass bei der Relation Spanien—England zugunsten Spaniens jetzt ein Goldagio besteht. Der Goldbestand der Bank von England hat sich in Verbindung mit dieser ungünstigen Entwicklung der Zahlungsbilanz in der letzten Zeit andauernd verringert, und auch dieses Moment dürfte zu dem Entschluss, in Amerika eine Anleihe aufzunehmen, beigetragen haben.

Börse.

Fonds.

Berlin. 30. März. Der Geldmarkt zeigt weiterhin flüssiges Aussehen. Tägliches Geld war wie an den Vortagen zu 1 Proz. zu haben. Der Privatdiskont stellte sich auf 4 Proz. und eine Kleinigkeit darüber. Fremde Noten und Devisen bei ganz unbedeutendem Geschäft im Kurse kaum verändert.

Paris, 29. März.

	29.3.	27.3.
3% Französische Rente	72,60	72,35
4%oz. Türken	65	—
Suez-Kanal	4350	4345
Baku Naphtha-Gesellschaft	1538	1540
Hartmann Maschinenfabrik	395	—
Maltzoff Fabr.	568	576
Sosnowice	835	825
Toula	1074	1060
Rio Tinto	1567	1560
De Beers	293	291
Randmines	122	121,50

Amsterdam, 29. März.

Scheck auf Berlin	51,80	52,30
Scheck auf London	12,11 1/4	12,16 1/4
Scheck auf Paris	47,55	47,75
Scheck auf Wien	—	—

Baumwolle.

New-York, 29. März. Baumwolle. Der Markt verkehrte heute wiederum zu steigenden Preisen, die im Verlauf noch angenommen. Anregend wirkten vornehmlich Meldungen über lebhafte Beschäftigung der Spinnereien in den Neu-England-Staaten, die Wiederrufung des Gerüchtes bezüglich Vermehrung der Anbaufläche und ungünstige Witterungsberichte, die die Spekulation zu Deckungen veranlassten.

New-York, 29. März.

	29.3.	27.3.
Baumwolle loco	9,65	9,65
do. April	9,36	9,41
do. Mai	9,57	9,62
do. Juli	9,87	9,91
do. August	9,99	10,03
do. September	10,08	10,12
do. Oktober	10,17	10,23
do. Dezember	10,36	10,42
do. Januar	10,43	10,49
New-Orleans loco	8,88	8,65

Wolle.

London, 28. März. Wolle. Bei der heutigen Kolonialwoloversteigerung war das Geschäft in Crossbreds lebhaft bei voll behaupteten Preisen. Für andere Sorten war die Haltung stetig. Angeboten waren 10,928 Ballen, wovon 200 Ballen zurückgezogen wurden.

den Herannahenden den Rücken hin und schaute zu, wie die Späne flogen.

Im Handumdrehen waren die Bauern zur Stelle, und ohne ein Wort zu verlieren, fingen der Bürgermeister die erste bestreift im Schwung ab, riß sie dem überraschten Hälter aus den Händen und schleuderte sie weit hinaus ins Feld, um fast noch im gleichen Zugreifen die drei andern Arbeiter vom Stamme wegzufließen, der schon aus einer tiefen, unheilbaren Wunde blutete.

Die Lippen aufeinandergebissen, stand er nun in ohnmächtigem Zorn und wildem Schmerz vor der Geschädigten, während die Dorfgenossen sich um ihn drängten, die knurrenden Fremden abzuhalten, und alsbald Lehm herbeischleppten, die Löcher zu stopfen, aus denen der Lebenssaft der Linde, ihres heiligen Hortes, unaufhaltsam strömte.

Trat der Fabrikant hervor und bedeutete ihnen, dass er hier auf seinem Grund und Boden stehe, dass es sich um sein Eigentum handle, und dass er sie auffordere, den Platz zu räumen.

Kilian, der ihm zunächst stand, starrte ihn an. „Dein Eigentum . . . ?“ entwand sich seinen Lippen, und es war ihm mit einem Male schwer unsäglich, dass einer heretrete und sagen könnte: das ist mein Beiz! . . . Aber niemand achtete auf ihn, geschweige denn, dass ihm eine Antwort gab. Die Bauern lachten gellend auf ob der herrischen Worte des Fabrikanten, manche verhöhnten ihn und manche bedrohten ihn mit nackter Faust. Bent stand ihm Auge in Auge gegenüber, hochaufrichtete — und schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Land!

Roman

von

Leonhard Schröckel.

(30. Fortsetzung.)

„Du bist von Sinnen, Mann! Du bist von Sinnen!“ wiederholte der Bürgermeister immer von neuem und ließ seinen Blick nicht von Jochen, der unerbittlich seine Kunde hervorrief und mit keinem Wort von seinen ersten Angaben wichen. „Was redst Du da und wozu rufst Du uns auf! Es ist nicht wahr . . . Die Heidenlinde . . .“

„Er soll mit einem Finger daran rütteln! Ich würde ihn wie einen tollen Hund!“ brüllte der Schnied und hob die drohenden Zähne. Und ein anderer schwang die qualmende Pfeife durch die Luft und zertrümmerte sie am Boden.

„Nicht einen Zug mehr will ich tun, eh' ich dem Haderlump nicht jeden Hieb, der unsre Linde trof, zehntausendfach zurückgezahlt!“

„S ist unsre Linde!“ kreischte eine Bäuerin in den Aufzehr hinein. „Was hat er mit ihr zu schaffen? Verjagt ihn!“

Und nun wüteten die Weiber um die Wette, lagen wohl gar Steine von der Straße auf und luden die Kinder mit gleichen Geschossen; die Bauern drängten sich

Die Deutsche Lodzer Zeitung kann fortan bei allen Postanstalten in Deutschland bestellt werden.



Wir teilen allen Verwandten, Freunden und Bekannten mit, daß am Mittwoch, den 31. März, um $\frac{1}{2}$ Uhr morgens, mein lieber Gatte, unser guter Vater, Großvater, Schwiegervater und Urgroßvater

Ludwig Sommer

im Alter von 74 Jahren nach kurzen, schweren Leiden sonst entschlafen ist. Die Beerdigung des teuren Entschlafenen findet Freitag, den 2. d. M., um 2 Uhr nachmittags, vom Trauerhause, Widzewskistraße Nr. 242, aus auf dem neuen katholischen Friedhofe in Garzen statt.

1222

Die tiefbetrübten Hinterbliebenen.



Heft 13 der Zeitschrift

„Die Grenzboten“

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst
ist soeben erschienen.

Inhalt:

Die Einwohnervermehrungssteuer als Kriegsabgabe.
Von Beigeordnetem Rohde.

Geschichtsphilosophische Probleme.
Von Prof. Dr. Theobald Ziegler.

Victor Hugo als Vorkämpfer einer deutsch-französischen Annäherung gegen Russland und England.
Von Dr. F. J. Nissen.

Geistesstörungen in Kriegszeiten.
Von Dr. med. Löhmann.

Tanga. Von Max Bittrich.

Kriegskarten. Von Albrecht Dühr.

Wesentliches und Unwesentliches.

Politik: Zum Ableben des Grafen Witte
a 60 Pfennig.

zu beziehen durch die

Edition der „Deutschen Lodzer Zeitung“,
Petriskauer Straße Nr. 86.

Qualitäts-Poststäbe

von überzeugender Lebensdauer, mit harzbahr, insbesondere Wandern u. Reisen-Röte für alle Reise-Systeme, auch für vorhandene Reise- und Handels- u. Industrie-Ges. Köln.

Stoholade

in Tüten, Röten
in kleinen Tüten
heute in Polen

otto Heine, Leipzig. Spezialfertig
Nährmittel f. Militär-Kantinen

Allen Beziehern

auch denjenigen, die für März von unsrer Geschäftsstelle für Deutschland (Verlag der Grenzboten) Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a bezogen haben,

raten wir

schon jetzt für das nächste Vierteljahr bei ihrer Postanstalt unsre „Deutsche Lodzer Zeitung“ zu bestellen, damit die Zustellung

feine Unterbrechung

erleidet. Vom 1. April ab wird die Lieferung unsrer Zeitung an die deutschen Bezieher durch die Post in weiterem Umfange und dadurch regelmäßiger erfolgen. Sonstige Anfragen, Anzeigenaufträge usw. aus Deutschland sind nach wie vor an unsre Geschäftsstelle Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a zu richten.

Verlag
Deutsche Lodzer Zeitung.

Ministeriel befehlige Schlagsmarke Nr. 7093: Sonnenblatt.



Vor Nachahmungen wird gewarnt.

für den Osterfest!

Gustav Keilich's

(Konserven) Tafel-Essig Nr. 1

(Ocet Stołowy) unentbehrlich. Fabrik: Lodz,
Orlastraße Nr. 25, Telefon 9-95. Detail-
verkauf: Widzewskistraße Nr. 143.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

In der Kolonie Ober-Bion-
jich bei Lodz ist eine

Landwirtschaft,
bestehend aus 16 Morgen guten
Ackerland nebst Wirtschaftsga-
bäuden in gutem Zustande auf
3 Jahre zu verpachten, gerechnet
vom April 1915 an. Zu er-
fragen beim Landwirtsbesitzer
Flüpp Hainz in Ober-Bionjich,
bei Lodz, 1223

Noch mehrere Waggons
Stern-Seife

la. Qualität, gelb, ca. 62%
Fettföhre, in Riegel, Kisten von
50 kg. per prompt ab Götts,
abzug. zu M. 96,50 fr. 100 kg.

Friedr. Böhle, Köln,
Gewerbehaus, 2100

Ungesetzlich

im Felde vernichtet radikal
Goldgeist

verhüttet Zuzug und schützt gegen Infektionskrankheiten. Feld-
postbriefpackung (10 Pf. Porto) extrastark 60 Pf.

Dr. Aufrecht-Berlin schreibt:

„Das mir zur Untersuchung übersandte Präparat, bezeichnet „Goldgeist“, W. Z. Nr. 75198, stellt eine geruchlose, nicht ätzende Flüssigkeit vor. Bakteriologische Versuche haben ergeben, daß das Präparat stark desinfizierende und keimtötende Eigenschaften besitzt, indem schon eine 5% Lösung hinreicht, Typhusbazillen und andere resistente Bakterien in kurzer Zeit abzutöten.“
gez. Dr. Aufrecht, vereidigter Handelschemiker
Berlin NW 6, Albrechtstr. 11.

Jeder Krieger sollte sich dieses vorzügliche Mittel, das in jeder Apotheke und Drogerie zu haben ist, aus der Heimat schicken lassen.

Das Bankhaus Hieronim Schiff, Petrikauer Straße Nr. 78
übernimmt zum

INKASSO

Wechsel und Tratten auf alle Bankpläne,

Reichsbankschecks

Schecks auf die Azow-Don- und Wolga-Kamabank und auf alle

anderen Institutionen.

INKASSO-Scheine der Azow-Don- und Wolga-Kamabank,

Nachnahmescheine der Warschau-Biener- u. Lodzer Fabrikbahn,

Bankkupons aller Wertpapiere,

Belebung von Lebensversicherungspolicen à 6% pro anno.

Breitbarth & Halfar,

Fenster-, Roh- u. Spiegelglas-Großhandl.,
Breslau 8, Osenerstr. Nr. 29, Tel. 12-03. 1103

Belohnung 100 Mark!

Eine Briefmarke pfeile ist am Sonntag abend verloren
gegangen. Der ehrliche Finder wird gebeten, dieselbe abzugeben
Dietrichstraße Nr. 39, Wohnung 5. 1212

Adolf Bernstein

— Metalle —

Hamburg, Siederstr. 45/47. Hamburg.

Käufer größter Quantitäten Neu und Alt-Metalle, deren
Abfälle und Späne zu höchsten Preisen 1006

für Briefmarkensammler !!!

Läuse! 2095

Die neuzeitlichen Weltkriegs-
marken von Russland 1915, opr.
Körper, Wäsche, Uniform, Decken,
Körper komplett nur Mark 2,60.
Außerdem erhält jeder Käufer
20 Stück russischer Brief-
marken gratis. Marken aller
Länder sind ebenso erhältlich bei
Bruno Henndorf, Breslau 8, 1220

Eine Ressort

ist gefunden worden auf der
Chaussee zwischen Kratzowice
und Ruda. Abgeholt Ven-
czojowa, bei W. Bartsch,
Rudawa, 1221

Arczuckerin - Masseuse,
diplomiert v. d. Kaiserlichen
Akademie in Petersburg.

Zwölfjährige Praxis, nimmt an: Ma-
sage, Brüstenbehandlung, Dissektion
ausgeführt. Andreestraße Nr. 39,
B. 10, von 2 bis 5 Uhr. 9529

Geburts- und Still-
Haus, 1. Kl. 2000
Geburts- und Still-
Haus, 1. Kl. 2000

Georg Hoffmann
für Politik:

Georg Hoffmann,
für Feuerlöschung:

Georg Hoffmann,
für Lodzer Angelegenheiten:

Georg Hoffmann,
für Handel: Alois Balle,
für Anzeigen: Hugo Franke,
für Gedruckt: Oswald Müller.

Alle in Lodz.

Wir Deutsche fürchten Gott



sonst nichts
in der Welt.

100 Jahre Bismarck.

„Heute ist Bismarck“ — so wünschte in den letzten Tagen Erich Marcks bei einer volkstümlichen Bismarckfeier in München aus — „stärker, heute ist er uns allen gemeinsamer als je zuvor.“

Der Kampf, der den Lebenden begleitete, ist von dem Verstorbenen zurückgewichen; er wird deutlicher und deutlicher zum Gesamtbild aller Schichten seiner Nation. In diesem Kriege hat begegnet er uns überall, in allen Höhen und in allen Tiefen des deutschen Daseins. Das Deutschland von 1914 und 1915 hat Bismarcks Mahnungen und Gesinnungen vollstreckt.

„Heute geht in seinem Deutschland alles zusammen für Staat und Nation, für Reich und Macht.“ Wo sind die Spaltungen von 1865? Wo ist der Hass von Bismarcks Erdentagen? Wir sehen heute in ihm die Einheit allein.

Wie reich und groß und stark hat uns das Jahrhundert seines Lebens gemacht! Wir stehen zwischen furchtbaren Gefahren, aber wir erheben uns über sie, wir stählen uns an Bismarcks Betrachtungen für den großen Kampf.

Und so rufen wir heute seinen Geist und alle stolzen Erinnerungen von 1870 freudig auf. Er ist uns das Symbol des Sieges; die Bismarck-Türme, die ihn in Deutschland überall vertreten, dürfen freilich ihre Festesflammen noch nicht anzünden; aber er selbst schreitet wie ein Feuerzeichen vor uns, seinem Volke, daher. Und heute und immer ist es ein und derselbe Ruf, der persönliche Ruf: „Heute ist Bismarck alle wege!“ und das Gelöbnis drinnen und der Schlachtruf unserer Kämpfer draußen, der heilige Ruf: „Deutschland, Deutschland über alles!“

Bismarck.

Zum Hundertjahrstag am 1. April.

Bon

Prof. Dr. Richard Sternfeld (Brehlendorf).

Wie schön und freudig, im gesicherten Besitz der Friedensglüter, die es Bismarck verdankt, gedachte das deutsche Volk die Hundertjahrfeier seines großen Sohnes zu begehen! Es ist anders gekommen. Im Blit und Donner des furchtbaren Kriegswetters, das sich über Deutschland entladen hat, werden wir Bismarcks hundertsten Geburtstag feiern, im ersten Schicksalskampf um das Bestehen des Reiches, das er uns gegründet hat. Aber vielleicht ist das doch die würdigste Art, sein Andenken zu ehren; und wenn die harde Not der Zeit uns verhindern sollte, preisend mit

vielen schönen Reden und Gesagen nach guter deutscher Friedensart den 1. April 1915 zu begehen, so werden wir gerade recht im Sinne des Helden handeln, der an die Stelle unfruchtbaren Worte die Tat gesetzt hat und nun von seinem Volke fordern kann, daß es durch Taten immer aufs neue erwerbe, was es von seinen Vätern ererbt hat.

Was Bismarck dem deutschen Volke war — wer vermöchte es in Kürze zu sagen? Den deutschen Einheitsstraum hat er zur Wirklichkeit gemacht, die Hoffnungen der Besten seines Volkes erfüllt, freilich, so ganz anders, als sie gedacht hatten. Denn das ist das Wesen des politischen Genius, daß sein Ziel mit dem seines Volkes gemeinsam, aber der Weg zu diesem Ziele ihm ganz allein bewußt ist. So ist er zuerst einsam seinen Weg gegangen, im Gegensatz zu den anderen, mißverstanden, bekämpft und gehemmt. Aber es kam die Zeit, wo die Deutschen erkannten, daß er sie zum Ziele führen werde, weil ihm der wagende Entschluß, die kühne Tat des geborenen Staatsmannes gegeben, die dem Idealismus seines Volkes gefehlt hatte.

Zweimal in hundert Jahren haben sich die beiden Mächte zusammengefunden, die sich oft hart bekämpft haben: der Preußische Staat und der deutsche Geist; nur aus ihrem Zusammenswirken konnte das neue Deutsche Reich hervorgehen. Zwischen 1806 und 1813 hatte sich das niedergeworfene Preußen zuerst erfüllt mit den Ideen des deutschen Idealismus; die Siege des preußischen Heeres im Kampfe gegen Napoleon schienen auch ein kräftiges Deutschtum schaffen zu sollen.

Aber noch war die Zeit nicht erfüllt. Das Nebeneinander und die Eifersucht der beiden deutschen Großmächte zerstörte, was die Sehnsucht der Deutschen erwartete. Es kamen Jahre, da die Hoffnung auf Preußens deutschen Verlust gänzlich zu erloschen drohte. Noch einmal mußte Preußen durch die Tat sich dieses Verlustes würdig zeigen und dadurch die Führung aller deutschen Einheitsbestrebungen übernehmen. Bismarcks historisches Verdienst war es, die preußische Politik so zu leiten, daß sein Staat an die Spitze Deutschlands kam und zugleich die alten deutschen Ideale mit seinem kräftigen Realismus erfüllte und durchführte.

Wie weit Bismarcks Jugend selbst schon von deutschen Ideen berührt war, ist nicht nachzuweisen. Genug, daß er ein stolzer Preuße war, in dem die großen Traditionen seines Staates, ein starkes Königtum und ein starkes Heer, sich mit starkem eigenen Ehrgeiz verbanden. Der Eindruck seiner Erscheinung und seines Wesens war schon sehr früh derart, daß die geniale Persönlichkeit erkannt wurde und sich durchsetzte. Das Revolutionsjahr 1848 wurde, wie für viele Deutsche, so auch für ihn entscheidend. Es meldete sich bei ihm die kraftvolle Leidenschaft, politisch sich zu betätigen und handelnd da einzutreten, wo Politik gemacht wurde: in der Umgebung des Königs. Dort hat er seit 1850 mit der „Kamarilla“ auf den schwachen Friedrich Wilhelm VI. eingewirkt und sogar den Gang

nach Olmütz verteidigt. Aber er hatte die staatsmännische Gabe, sich zu wandeln. Als Bundestagsgesandter in Frankfurt lernte er die übermäßige Vormacht Österreichs und die Schwäche Preußens kennen: jene mußte und konnte gebrochen werden, wenn Preußen kräftige und ehrgeizige Politik ohne Rücksicht auf ererbte Sentimentalität trieb. Er suchte Anerkennung an Rußland, das durch den Krimkrieg geschwächt und von Österreich getäuscht worden war; aber auch Verständigung mit Napoleon III., der von den konservativen Freunden als Sohn der Revolution gehaßt wurde. In Petersburg 1859 Gesandter, wußte Bismarck sich russische Gunst zu erringen; zugleich warnte er vor jeder Unterstützung Österreichs gegen Frankreich und Italien, wenn man in Wien nicht vorher Preußen eine höhere Stellung in Deutschland zugestehen wolle.

Als Minister seit 1862 hat Bismarck seine Ziele schon deutlicher enthüllt. Aber der Konflikt im Innern verhinderte ein Zusammengehen des deutschen Liberalismus mit dem als reaktionär verschrienen Manne, den selbst der neue König Wilhelm I. nur in der Not berufen hatte. Es kam das Jahr 1864, in dem sich Bismarcks verwegene Politik in höchster Genialität offenbarte; das widerstreitende Österreich zog er hinter sich her und verschaffte den preußischen Waffen nach langer Zeit wieder die ersten Siege; so gab er seinem König und seinem Staat Selbstbewußtsein und Vertrauen. Trotzdem stand er 1866 allein, als er zum Kriege gegen Österreich drängte. Es war das Schicksalsjahr, in dem Preußen und Deutschland sich aufs neue finden sollten. Der Preuße Bismarck zögerte nicht, im Augenblick, wo er den alten, morschen Bundestag zerstörte, eine Nationalvertretung des deutschen Volkes zu berufen. Doch es bedurfte erst der Taten des preußischen Heeres, das Österreich in einer Woche niederkniete, um zunächst Norddeutschland mit dem stark vergrößerten Preußen zu einem festen Bundesstaat zusammenzuschließen. Zwei große Ideen Bismarcks bahnten den neuen Weg in die Zukunft an: mit der Bitte um Indemnität für die Verletzung der Verfassung verhöhnte er im Innern den gemäßigten Liberalismus; durch die Schonung des besiegteten Österreich machte er die Bahn frei für ein Bündnis der Donau-Monarchie mit dem unter Preußen geeinigten kleineren Deutschland.

Doch noch stand die Auseinandersetzung mit Frankreich bevor. Jene ihm so ganz eigene Vereinigung von kluger Besatzsamkeit und dämonischer Entschlusskraft zeigte Bismarck während der schwierigen Jahre von 1866 bis 1870 in vollendeteter Weise. Den mächtigen Kaiser der Franzosen durfte er noch nicht reißen; darum hielt er ihn mit halben Versprechungen hin und unterließ alles, was Süddeutschland den Zutritt zum Norddeutschen Bund verschaffen konnte. Doch durste er nun schon auf die Zustimmung der deutschen Patrioten bei seiner Politik rechnen: „es ist Frühling geworden in Deutschland“, sagte der bayrische Abgeordnete Böck.

Noch immer war Österreich zu fürchten, das sich mit Frankreich verbünden wollte; aber Rußland, von Bismarck 1863 durch geheimnames Auftreten gegen das aufständische Polen gewonnen, deckte Preußen den Rücken. So konnte Bismarck den Krieg gegen Frankreich wagen. Er hatte ihn nicht hervorgerufen, aber auch nicht gescheut. Wir wissen, daß er in Spanien bei der Wahl Napoleons III. Hohenzollern nicht so unbestellt war, wie man einst glaubte; und die kürzere Taffung der Säfer Depesche war geeignet, der französischen Offensive Napoleons eine kräftige Preußens entgegenzufegen. Das von Bismarck gelenkte Strom der deutschen Begeisterung riss auch Süddeutschland mit sich fort.

Über den glänzenden Siegen der deutschen Heere darf die ungeheure Arbeit Bismarcks im Jahre 1870 nicht unterdrückt werden: die von ganz Deutschland ersehnte Kaiserkrönung Wilhelms gegen die Abreisung des Königs selbst und gegen das Widerstreben Bayerns durchzuführen, dem neuen Reich die Formen seines staatlichen Dreieins zu finden, die Friedensbedingungen mit dem besiegt Frankreich zu vereinbaren — das überstieg beinahe die Kraft eines einzelnen.

Das Deutsche Reich war wieder erstanden, die Sehnsucht des Volkes erfüllt; seine Verfassung aber lehnte sich ganz an die in der Paulskirche 1849 gefundene an: so verjüngten sich die Kräfte Preußens und die Vorbereitung des deutschen Geistes unter der geleit Bismarcks.

Noch zwei Jahrzehnte hat er Deutschland geführt und ihm die große, schiedsgerichtliche Stellung in Europa in segensreicher Friedenszeit bewahrt. Möchten im Innern die Kämpfe der Parteien noch so groß sein, das Gefüge des neuen Reiches hält aus und wuchs zusammen. Die äußere Politik ergab neue, schwierige Probleme: die Rivalität Rußlands und Österreichs, die Revanchebestrebungen Frankreichs. Der Berliner Kongress zeigte Bismarck als den ehrlichen Makler; aber Rußland, unbeschiedigt nach seinem Siege über die Türken, rückte von Preußen ab und wandte sich Frankreich zu. Da hat Bismarck das Bündnis mit Österreich geschlossen, das die alten deutschen Mächte wieder aneinander schloß; als dritter Staat trat Italien hinzu, das durch Frankreich sich um Tunis betrogen sah. Das Erstehen einer deutschen Flotte und deutscher Kolonien in Afrika erregten die Eifersucht Englands. Ein mächtiges neues Reich war in der Mitte Europas entstanden, ein Reich des Friedens, das — „konserviert“, wie sein Gründer sagte — keine Revolution suchte, aber trotzdem in seiner Heereskraft, die es zur Verteidigung brauchte, beangewöhnt, in seiner mächtigen volkswirtschaftlichen Entwicklung von den zurückbleibenden Nachbarn benedigt wurde.

Doch Bismarcks Vermächtnis blieb dem Deutschen Reich bewahrt, auch als der treue Eckart nicht mehr auf der Wacht stand: das stolze Bewußtsein der Macht, die Wahrung der nationalen Ehre, der Zusammenhalt der Fürsten und Staaten bei allen unseren Streit-

sichten, der Ausbau der Einrichtung zur Wohlfahrt des Volkes. Und wenn heute Deutschland im schwersten Kampfe die alten Tugenden der Tapferkeit bewahrt und in der Not elnster darstellt, als es je gewesen, so ist es der Geist Bismarcks, der, stählend und mahnend, in dem großen politischen Werke fortwirkt, dem er den Odem seines Genius eingehaucht hat.

Bismarck und Hindenburg.

Von Fritz Bley.

Die Freude an Helden und Heldenamt, die in der wie ein wüster Traum hinter uns liegenden Zeit unserem Volke tief versunken zu sein schien, hält in der Weise dieser Tage mit besonders inniger Verehrung zwei Recken-gegenstalten empor, in denen die Größe von eint und heute verkörpert erscheint. Sicherlich ehrt dies unser Volk und bleibt, querweg über allerhand Kindereien, röhlerhaften Kleinram, altläufigerliche Betulichkeit und geschmacklose Aufrüdiglichkeit, durchaus berechtigt. Denn wenn auch zu wünschen stünde, daß manche Kundgebungen an den Sieger von Tannenberg, Lysa und Augustow in eine würdigere Form und eine mehr dem Geiste des großen Feldherrn entsprechende Richtung geleitet würden, so bleibt für Zeit und Nachwelt doch als köstlicher Gewinn dieser Ausbrüche des Volks-jubes die Freude an der herrlichen in sich geschlossenen Persönlichkeit!

Auch daß die schwärmerische Verehrung des Helden der Vernichtungsstrategie fast die großen Führer der Ermattungsstrategie im Westen in den Schatten zu stellen droht, soll uns nicht beirren. Die Kriegsgeschichte wird schon ins rechte Licht stellen, daß wir trotz des uns vom Hermannskanal bis zum Kanton Wallis aufge-zwungenen Stellungskampfes, ja gerade in der taktischen Verteidigung erst recht, den strategischen Angriffslust der preußisch-deutschen Neuersteiner gewahrt haben. Die Angriffslust ist, wie die Winterschlacht in der Champagne erwiesen hat, auch in den Schützengräben nicht erstickt, und der deutsche Heldengeist hat sich im Höllengelde der Granaten und im Ansturme erdrückender feindlicher Massen nur um so herrlicher bekundet. Aber für die Vorstellung der Massen bleibt doch die liebste Gestalt der Russenbesieger, dessen durchdachte Pläne dazu führten, daß feindliche Armeen zu sein aufgehört haben.

Auch da drängt sich die Grauerung auf an das Häuschen von Donchery. Nur daß der General Baron v. Sivers kein französischer Präfekt war wie Napoleon III., sondern ein baltischer Edelmann, der die Mahnungen seines alten Namens nicht vergessen und Hand an sich gelegt hat, um den Tag dieser Russenschmach nicht überleben zu müssen.

Der Vergleich Bismarcks mit Hindenburg, der auf eine Abschätzung des einen gegen den andern hinausliefe, bliebe natürlich ebensolcher Unzug, wie die im klassischen Weimar beliebte Wägung der Größe unserer Dichterfürsten. Freuen wir uns auch heute, „daß wir zwei solche Kerle haben!“ Denn die letzte Bedeutung ihrer überragenden Größe liegt nicht in ihren geschichtlichen Taten, sondern in deren Auswirkung auf den deutschen Volksgeist, der

in ihnen die Fleisch und Blut gewordene Einheitlichkeit seiner eigenen besten Züge erkennt.

Darum berühren sich Bismarck und Hindenburg, wie beide zusammen sich berühren mit Luther, Hütten, Schiller, Kant und Fichte. Der Verschiedenheit aller dieser grunddeutschen Gestalten bleibt das deutsche Volk sich ja hinreichend deutsch bewußt. Schon ein Blick auf die Bildnisse Bismarcks und Hindenburgs zeigt aber die innere Verwandtschaft ihrer deutschen Art bei aller Verschiedenheit deutlich auf. Beide haben sie im Blicke die ernste und bannende Sternengewalt, den echt deutschen Gegenatz von hartem Tatwillen und weichem Zartgefühl, das bei Bismarck so oft zu feuchtem Schimmer sich verklärt. Beiden steht die unerschütterliche Treue pupillär im Auge. Beiden zuckt aber auch um den Mund der stolze Trost, der so gar nichts von Geißmildigkeit weiß und die eigene Würde unvergleichlich hütet. Beiden liegt auf der Stirn ein Gewölk von Ernst und gelassener Entschlossenheit. Aber während es in Bismarcks Antlitz wetterleuchtet wie Wolkenzorn, vor dessen Schlossengeproß alle Hämme sich zu Klumpen ballen, gleicht Hindenburgs Bild einer Landschaft, über die hinter abziehendem Unwetter und vergrollendem Donner bereits wieder die helle Sonne fröhlichen Schalksinnes huscht. Bismarcks Humor hatte allezeit etwas von Urzeitwucht, die mit Felsblöcken zerstört. Hindenburgs Lächeln erregt den brennenden Wunsch, ihm die Hand drücken zu dürfen. Und doch bleibt auch er immer, wie eine Herrin ihn mir dieser Tage schilderte, „riesig gemütlisch und furchtbar nett“. Damit stimmt über ein, was sie mir über seine Stimmung im Hause ihrer Frau Schwestern erzählte: vor der Schlacht von Herzbelecken- dem Donner bereits wieder die helle Sonne fröhlichen Schalksinnes huscht. Bismarcks Humor hatte allezeit etwas von Urzeitwucht, die mit Felsblöcken zerstört. Hindenburgs Lächeln erregt den brennenden Wunsch, ihm die Hand drücken zu dürfen. Und doch bleibt auch er immer, wie eine Herrin ihn mir dieser Tage schilderte, „riesig gemütlisch und furchtbar nett“. Damit stimmt über ein, was sie mir über seine Stimmung im Hause ihrer Frau Schwestern erzählte: vor der Schlacht von Herzbelecken-

einer wohlsigen Spannungslösung, die das alte Begegnen mit sich brachte und auch den goldenen Drachen im geschlossenen Glase wieder zu würdigen wußte.

Die starken hier hervortretenden und doch im großen Lebten wieder sich ergänzenden Gegensätze zwischen Bismarck und Hindenburg erklären sich ja auch aus ihrem Lebensschicksale. Der Begründer des Deutschen Reiches ist unter Hünenkämpfen von Erfolg zu Erfolg geschritten und hat erst am Abende seines Lebens die Tragik seiner Größe erfahren. Des Feldmarschalls Leben ist eine einzige Kette von Vorbereitungen gewesen, der die Krönung durch große Taten am Ende vorbehalten war.

Noch stärker ist der Gegensatz zwischen Bismarck und Hindenburg in ihrem Erziehungsgange. Bismarck hat zwar einmal ausgesprochen, daß er lieber mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde für seinen König gestritten haben würde, als sich mit der Diplomatie herumzürigen. Aber dies Gefühl hat sich doch wohl erst spät in ihm ausgereift. Denn was in seinen Träumen lebte und seinen Ehrgeiz lockte, lag von vornherein in Preußens politischen Riesenaufgaben, an die er mit der selbstverständlichen Siegeszuversicht des Landjunkers herangetreten ist, der den vom Kutscher verfahrenen Karren mit fröhlichem Zurufe an die zitternden Gäule ins Gleis bringt. Auch in Hindenburgs Bilden tritt uns etwas von diesem unbezähmbaren Willen entgegen, und wir können uns wohl vorstellen, daß es auch in ihm zur Junglingszeit ähnlich rumort haben mag wie in Bismarcks Seele. Aber ganz anders wie dieser hat er als Kadett frühzeitig Selbstüberwindung üben gelernt.

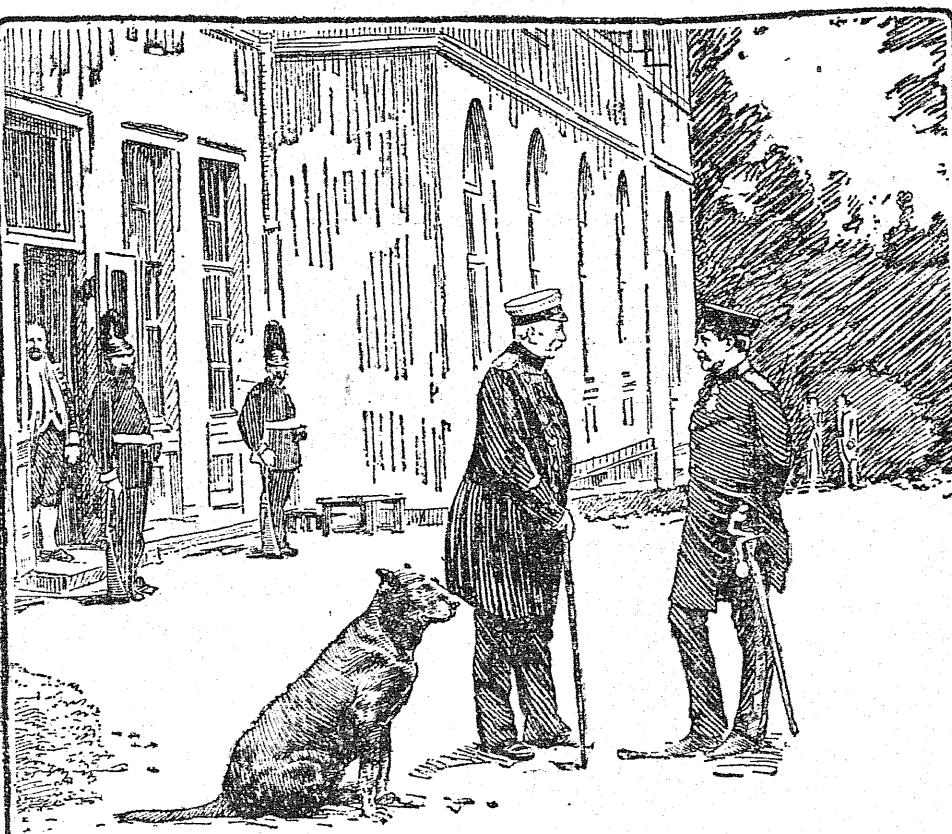
Auch sein Leben ist, gleich dem Bismarcks, Arbeit und abermals Arbeit gewesen. Aber diese Arbeit hat doch zur Vereinheitlichkeit seines Wesens sehr viel beitragen können als die nervenfressenden Seelenkämpfe, unter

denen Bismarck in dem Worte des Lateiners von sich sagen mußte, daß er sich im Dienste des Vaterlandes verzehrte.

Grundverwandt ist das aufrichtige, von alter Frömmelie freie, felsenfeile Gottvertrauen, in dem die Selbstsicherheit beider großer Männer verankert ist. Aber während dies in Hindenburgs bibelfester Art von vornherein unerschüttert geblieben ist in sein scheint, hat Bismarck es sich nach den Wirbelwinden der Aachener Zeit in dem Sturm und Drange von Kniephof über Spinoza hinweg unter philosophischer Zerlegung der Leidenschaften erst wieder erobern müssen. Und ganz gelungen ist ihm dies doch nur unter dem Einfluß des Taddenschen Kreises und in dem Werben um die innere Seelengemeinschaft seiner Johanna. Über Bismarck in seinem Seelensturm, wie Hindenburg in seiner feierlich ausgeglichenen Religiosität sind sich wieder beide gleich in ihrer Stellung zur Natur. Den Alten von Friedrichsruh kann man sich nicht anders denken, als im Rauschen seiner Eichen und Buchen, den Gutsherrn von Barzin nicht anders als unter den Kronen seiner Föhren, die er in ihrer zähnen Genugsamkeit als das echte Sinnbild preußischer Eigenart liebte. Hindenburg erwähnt, wie er bei der Ausfahrt im Hinterlicke auf seine ostpreußischen Wälder wieder so recht gefühlt habe, daß er ein Sohn der Provinz sei, deren Befreiung vom Feinde ihm Gott zum Werke seines Lebensabends gesetzt hat.

Beide, der Staatsmann wie der Feldherr, sind sie tüchtige Jäger. Ein Jagdgehilfe, der Hindenburg im Tannengebirge auf Gamsjagd geführt hat, erzählt uns viel Rühmendes von seiner Ausdauer, Ruhe und Sicherheit. Bismarck ward einmal von einem Russen, der ein Bärenfell unter dem Bildard erblickte, gefragt, ob er auch Jäger sei. Bekannt ist seine Antwort: „O, ich jage sehr gern. Wenn nur die politischen Nebengeschäfte nicht wären!“ Hindenburgs Heim schmückt manches gute Geweih. Aber ein Schießer ist er ebensowenig, wie Bismarck es gewesen ist, von dessen pfleglicher Hege noch weit über seinen Tod hinaus der Barziner Forst glänzende Beweise liefert; zur Boerner Ausstellung hatte die Gräfin Wilhelm Bismarck eine Rehkrone geschickt, die nach Maß und Gewicht den ersten Sieger der deutschen Erinnerungs-Ausstellung weit hinter sich läßt.

Die beiden großen Männern eigene Gewalt des Willens und Kraft des Gemütes ist es, die bei jedem Sieg Hindenburgs ebenso wie bei jeder Seeschlappe des meerbeherrschenden Englands uns Bismarck gedenken läßt. Denn das bleibt das gewaltige an seiner das Jahrtausend überragenden Erscheinung, daß ja Aeußerung deutschen Heldenstums von ihm auf zustrahlen scheint. In dieser Vereinigung aller höchsten deutschen Männlichkeit liegt das Geheimnis der mythenbildenden Kraft, die den Alten von Friedrichsruh schon bei Lebzeiten mit dem Kranze grauer Sage umwoben hat. Wir müßten schon auf Kaiser Rotbart im Käffhäuser und auf Hermann den Befreier zurückgreifen, um auf jene Unmittelbarkeit zu stoßen, in der Bismarcks Gestalt sich hineinreicht in das Gebiet der Sage als Bringer alter Herrlichkeit, als warnender Ekkehart und als Verheißer besserer Zukunft, wie sie das Sehnen unserer Tage als Krönung seines Lebenswerkes von Gott erlebt.



Kaiser Wilhelm II. und Fürst Bismarck in Friedrichsruh.

Nun weiß ich für ewig in sicherer Hut
Das schönste der Kronjuwele!

Und hat gegen ihn sich auf Leben und Tod
Die ganze Welt auch verschworen —
In würgenden Schlachten, wie Blut so rot,
Wird Deutschland noch einmal geboren! —
Und der Recke griff in den knospenden Wald
Und hob die gebrochenen Reiser
Und rief, vom Rauschen der Eichen umhüllt:
„Helm ab — es lebe der Kaiser!“

(Aus dem Aprilsatz von „Belsagen u. Klausings Monatsheften“.)

Bismarck in der deutschen Dichtung.

Von

Dr. Paul Landau.

Ich gehöre zu den Menschen, denen Sie recht eigentlich das Glück des Daseins erst ermöglicht haben“, schrieb Adolf Wilbrandt dem Fürsten Bismarck. „In den Jahren meiner Jugendkraft gemartert und gefoltert durch die Zerrissenheit unseres Volkes, die Schmach unseres ganzen Zustandes, die Ohnmacht des einzelnen, den halbersticke Tränen des Grimmes und der Scham nicht befreien konnten — in diesem verzehrenden Elend erlebte ich in Ihnen den Befreier, den Erretter, der mich selig mache, vor dessen Grube ich mich mit Gefühlen der Dankbarkeit beuge, die kein Wort umfaßt.“ In diesem Bekenntnis eines Dichters ist das Grundgefühl der besten Geister aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgedrückt. Wie Wilbrandt haben ähnlich R. F. Meyer, Raabe, Wildenbruch dem Schöpfer des Reiches gehuldigt, und in seinem Bann stand jeder Künstler nach 1870. Auch von diesem Klassiker der Staatskunst gilt, was W. von Humboldt von Goethe gesagt, „daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein und Wirken in sich den mächtigen Einfluß auf die Geistes-tätigkeit seiner Zeitgenossen ausübt, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch

geschieden von seinem eigenen geistigen Schaf-fen; es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit.“ Bismarck ist in seinen Reden, Briefen und Schriften auch ein Klassiker des deutschen Prosastils, und wenn Henze bereits nach den kargen Briefproben in Hefekiels Bio-graphie ausrief: „Gott sei Dank, daß er diesem großen Mann zu keiner Nebenbeschäftigung Zeit läßt, sonst würde er ein Dichter sein, der uns andern alle aussicht!“ so hat sich sein Stoffweizer nun erst voll bewahrheitet, da Bismarcks Briefe an die Gattin neben denen Goethes an Frau von Stein, seine „Gedanken und Erinnerungen“ ebenbürtig neben „Dichtung und Wahrheit“ stehen. Durch sein Wesen und Werk ist ein neuer unvergänglicher Gehalt in das deutsche Schrifttum gekommen, wie es Goethe von den Taten Friedri-chs des Großen rühmte, und noch jede neue Dichtergeneration hat sich zu ihm bekannt. Die Brüder Hart, als sie mit ihren „Kritischen Waffengängen“ dem neuen Realismus die Bahn brachen, wandten sich in einem offenen Brief an den Kanzler um Hilfe; die Verkünder der Romantik um die Jahrhundertwende, selbst die weltabgewandten Sänger des George-kreises, fanden in ihm den gewaltigen Helden ihrer Träume, und von der verstehenden Ver-ehrung einer noch jüngeren Generation legt Emil Ludwig's Versuch einer psychologischen Darstellung ein schönes Zeugnis ab. Aber freilich, die Geisteszauber, die er gesät, sie geht ja jetzt an seinem 100. Geburtstag erst herrlich auf, sie wird auch erst in späteren Künster-ken reiche reife Frucht tragen. Bis jetzt sind neben unendlich viel gutgemeinten Mächtigkeiten nur Ansätze vorhanden, die Bismarck-gestalt dichterisch nachzuschaffen und monumental zu formen. Gerade die neuesten Versuche, wie der Freiherr von Bleibtreus, sind be-sonders mißglückt. Aber die kommenden Bis-marckjäger, die sein Bild unserm Volke verewigen sollen, sie werden doch auf den Schultern der Vorgänger stehen, und so verloht sie wohl ein Überblick über das bisher Geleistete.

Bismarck hat auch in der ausländischen Literatur eine große Rolle gespielt; aber er erscheint bei Franzosen und Engländern, auch

wenn keine Karikatur beabsichtigt ist, so verzerrt, daß diesen Werken wenig Bedeutung zu kommt. Ausgenommen sei nur ein amerika-nischer Roman, die erste Dichtung, die sich mit dem damals noch ganz unbekannten Land-edelmann beschäftigt und ein schlagender Be-weis ist für den Eindruck, den bereits der Student hinterlassen: es ist der 1839 in New-York erschienene Roman „Morton's Hope“ seines Jugendfreundes Motley, in dem Bismarck als Otto von Rabenmark auftritt. Der romantische Held des Buches ist ein blut-junger altadeliger Student von höchster Begabung, der der verwoegene und wilde auf Kneipe und Mensur ist, in stillen Stunden aber die „Narrenmaske“ abwirft und dann merkwürdig reif und groß erscheint. Ich will meine Gefährten leiten, wie ich die Menschen leiten will in meinem späteren Leben“, sagt er, und eine Ahnung künftigen Herrschertums umgibt ihn, dem die Universität „die Schule des Handelns“ ist für kommende große Ta-ten. Der intime Gefährte von Bismarcks Göttlinger und ersten Berliner Tagen bewies hier einen guten Vorausblick. Ganz anderer Art und viel unbestimpter sind die Prophezei-ungen glühender Vaterlandsfreunde aus der Mitte des Jahrhunderts, die man später auf Bismarck gelegt. Deutschland sehnte sich nach seinem Einiger und Erretter, und beson-ders Geibel, dem Bismarck später allein neben Renter öffentlich Anerkennung gespendet, wurde zum Verkünder dieser Sehnsucht, wenn er sang: „Wann, o wann erscheint der Meister, der, o Deutschland, dich erbaut?“ und:

O Schicksal! Gib uns Einen, Einen Mann... Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel. Daß er die Zeit, den toll gewordnen Kenner, Mit eh'ner Faust beherrscht und eh'rnem Schenkel.“

Julius Großes rief den „Mann von Blut und Eisen“ herbei, der mit dieser Medizin den deutschen Michel gefund und stark mache, und S. G. Fischer dichtete 1860 in der „Garten-laupe“:

„Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker ganzer Mann,
Der die unsterblichen Gedanken

Bismarck und sein Werk.

Von

Professor Dr. Walter Friedenberg.

In den letzten Märztagen des Jahres 1815 zog Napoleon, seinem Verbannungsort Elba entronnen, triumphierend, von ganz Frankreich umjubelt, wieder in Paris ein. Am 1. April des nämlichen Jahres ward im abgelegenen märkischen Edelsitz Otto von Bismarck geboren. Zwei Zeitalter berührten einander in ihren vornahmsten Vertretern; ein absterbendes und ein kommendes. Napoleon verlor innerhalb weniger Monate aufs neue — und zwar nunmehr unüberrifflich — Krone, Reich und Freiheit; die Epoche der Revolution, die ihn emporgetragen hatte, war dahin; seine Kämpfe und Siege gehörten der Vergangenheit an, die Schöpfungen seiner gewaltigen Hand zerstört; des Soches, das er halb Europa aufgezwungen hatte, entledigt, erhoben die einzelnen Völker den Anspruch, ihre Geschicke selbst zu bestimmen, nach eigenem Recht, nach den ihnen Besonderheiten angepassten Ordnungen in nationalen, einheitlichen Staaten zu leben. Die Idee der Nationalität, in der Revolution geboren, aber von Napoleon niedergehalten, trat nach seinem Sturz beherrschend in die Geschichte ein. Es brach ein Zeitalter des Nationalismus an, das nicht minder bedeutsame, aber dauerhaftere Schöpfungen hervorbrachte als die Zeit des großen Korsen.

Am der Spitze der Erzeugnisse dieses nationalistischen Zeitalters aber steht die Einigung Deutschlands, die Errichtung eines machtvollen, geschlossenen Deutschen Reichs. In ihm erfüllte sich der vielfach hundertjährige Traum der Besten der Nation, und zwar ein Traum, dessen Verwirklichung beinahe bis zu dem Augenblick, da sie erfolgte, chimärisch erschien.

Mannigfache Ursachen verschiedener Art und Tragweite haben zu dem Ergebnis der staatlichen Zerrissenheit Deutschlands geführt. Den natürlichen Momenten, wie sie in der geographischen Lage inmitten des Kontinents und den vielfach offenen Grenzen des von den Deutschen bewohnten Gebiets gegeben waren, treten die ausgreifenden, internationalen Machtbestrebungen der alten deutschen Herrscher zur Seite. Auch der stark ausgeprägte Individualismus und Unabhängigkeitssinn des Deutschen und die aus fast unbearbeiteter Gestaltungskraft erwachsene Fülle der Erscheinungen im deutschen Land erschweren straffe Zusammenfassung. Diese Vielgestaltigkeit des Lebens mochte anfangs wohl als Kraft, als Vorzug erscheinen; sobald jedoch anderswo, und zumal an den Grenzen, sich geschlossene nationale Staaten machtvoll erhoben, trat die hältlose Schwäche des in eine unübersehbare Zeit meist kleiner staatlicher Partikularbindungen zerfallenden Reichskörpers nur allzu deutlich in die Erscheinung; Deutschland wurde der Tummelplatz der fremden Nationen; Spanier, Franzosen, Schweden schlugen ihre Schlachten auf seinem Boden und rissen Stücke deutschen Gebietes an sich. Um den Beginn des 19. Jahrhunderts verminderte sich freilich die Zahl der selbständigen Herrschaften in Deutschland um ein beträchtliches; die Zentralgewalt und die überwiegende Zahl der Freien Reichsstädte sowie die geistlichen Staaten verloren ihre Unabhängigkeit.

Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn' und Erbarmen
Austreibt den schnöden Sonderquark
Und dann mit unbedugsamen Armen
Zu runden weiß die deutsche Mark?
Nur Einen aus den Millionen,
Sowohl die deutsche Langmut haust!
Zum Heil der Völker und der Kronen
Nur eine eisern harte Faust!"

Er kam, den man ersehnt und ersehnt hatte; aber lange Zeit verging, ehe man ihn erkannte, und wie das so der Lauf der Welt ist, die Freiheitsschwärmer, die nach ihm gesezt, stöhnten nun am meisten unter seiner Eisenfaust. Die ersten, die sich poetisch mit dem Herrn von Bismarck beschäftigten, waren die Wizblätter, und sie taten es zumeist nicht gerade in freundlicher Weise. Eine Ausnahme macht das Wizblatt "Der kleine Reaktionär", das nach Singers Bibliographie die ersten Bismarckgedichte enthält und den neuen Ministerpräsidenten 1863 mit den Worten begrüßt:

"Ruhner Schiffer, fest die Hand am Steuer,
Fest den Blick gerichtet auf das Ziel,
Also durch der Wogen mächt'ge Brandung,
Führ' zum Hafen den bedrängten Kiel!"

Vielfach wichtiger und bedeutsamer ist die künstlerische Arbeit des "Kladderadatsch", dessen "Gelehrte" die ganze Lebensarbeit Bismarcks in Vers und Bild erst mit grimmigem Spott, dann mit zögernder Anerkennung und schließlich mit rückhaltloser Bewunderung verfolgt haben. Wie der von dem Zeichner Scholz geschaffene Bismarcktypus die populärste Darstellung des Kanzlers wurde, so sind auch die Gedichte, unter denen Ernst Dahn und Johannes Trojan die wertvollsten schufen, ein Stück Geschichte, aus dem sich die allgemeine Beurteilung des großen Mannes erkennen lässt, und mit Recht hat sie Horst Kohl als historische Quelle mit Erläuterungen herausgegeben. Die gleiche Ehre gebührte eigentlich zweien der fröhlichen Bismarckdichtungen, die wohl den größten Erfolg der ganzen Bismarckpoesie hatten, in den 70er und 80er Jahren in allen Händen waren und heute fast verloren sind: "Ein alter 48er vor Bismarck" und

Trotzdem hatte der Deutsche immer noch einige Dutzende Vaterländer, kleine und große, deren politische Gesamtvertretung, der Frankfurter Bundesrat, ein trauriges Bild der Schmähe und Zerfahrenheit, hat. Das übrige Europa betrachtete jedoch diesen kläglichen Zustand als den normalen und erwünschten und wachte eifersüchtig darüber, daß keine Wendung zum Besseren eintrete. Sonderbarerweise beherrschte aber das gleiche Misstrauen gegenüber Bestrebungen, die sich auf die Herstellung der deutschen Einheit richten, auch die eigenen deutschen Regierungen. Diese befürchteten darin um so mehr eine Minderung ihrer eigenen Macht, als unitarische und freiheitliche Tendenzen in Deutschland Hand in Hand gingen. Das deutsche Volk fühlte sich dem Absolutismus der alten Zeit entwachsen und reif zur politischen Freiheit, die ihm gerade die größten deutschen Regierungen am eifersüchtigsten vorenthielten.

In dieser traurigen Zeit der Unterdrückung und Knebelung aller freiheitlichen Regungen im Staate ist Otto von Bismarck groß geworden. Wir kennen die Gesetze nicht, unter denen das Genie entsteht. Lange Jahrhunderte läßt das Geschlecht der Bismarck sich zurückverfolgen; eine kaum übersehbare Reihe meist braver, im begrenzten Wirkungskreise bewährter Landwirte, Militärs, Verwaltungsbeamten marschiert da vor uns auf, aber vergebens würden wir auch nur bei einem einzigen aus dieser großen Zahl einen Funken des Genius suchen, der den späteren Sprossen des alten Geschlechts aus dem Jahre der Schlacht von Belle-Alliance so sichtbarlich kennzeichnete und so hoch emporhob. Von der Mutter Seite her floß in den Adern Ottos von Bismarck das Blut der Menschen, einer führenden

bürgerlichen Familie, die in der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts eine gewisse Rolle spielt. Sie zeigt in einer Reihe von Gliedern sowohl geistige Neigungen, als auch diplomatisch-politische Begabung. Anlagen, die in dem Sohne Karl Wilhelm Ferdinands von Bismarck und der Luisa Wilhelmina Menken in glücklichster Vermischung mit dem herrschaftsgewohnten Tat- und Willensmenschentum der väterlichen Ahnen wieder erscheinen, alles gleichsam in die Potenz erhoben, ins Geniale vergroßert.

Otto von Bismarck selbst hat freilich auf die Abstammung aus dem väterlichen Hause den Hauptwert gelegt, wie denn sein Verhältnis zu der etwas unruhigen, ehrgeizigen Mutter keines allzu herzliches gewesen ist. Tatsache bleibt, daß Bismarck, der den Staatsdienst bald verlassen hatte und in der Art der Väter als Landadelmann auf der eigenen Scholle lebte, der Geschichte zuerst als Junker bekannt geworden ist — auf dem vereinigten Landtage von 1847 an der Seite und als Führer seiner Standesgenossen, dann aber vor allem nach den Märztagen von 1848, als Bismarck daran dachte, die Bauern seiner Güter aufzubieten und an ihren Spiege zum Schutz des von der Revolution in den Staub geworfenen preußischen Königstums herbeizueilen. Das ist dann zwar unterblieben, aber durch sein schneidiges Wort, seinen unerschrockenen Rat und vor allem durch das felsenfeste Vertrauen, das er inmitten aller Stürme von draußen und im Innern der Sache der Monarchie unerschüttert bewahrte, hat Bismarck dazu beigetragen, letztere in ihrer schwersten Krise, als sie sich selbst aufzugeben schien, aufrechtzuhalten. Diese Stellungnahme des märkischen Junkers brachte es mit sich, daß er damals der schärfste

Gegner der im demokratischen Gewande eingeschalteten deutschen Bewegung war. Er lehnte sie durchaus ab und setzte ihr bewußt seinen preußischen Partikularismus entgegen, indem er bei allem nur fragte, was Preußen nützlich oder schädlich sei; Preußens Schwert zumal sollte nur für Preußen geführt werden. Das war Bismarcks Standpunkt noch im November 1850, als Preußen in der hessischen Frage vor die Entscheidung gestellt wurde, ob es vor Österreich, als dem Hoft des Legitimismus und der Gegenrevolution, zurückzuschrecken oder als Erbe der Revolution den Kampf aufnehmen sollte. Bismarck setzte seinen ganzen Einfluss für den ersten Weg ein: er bejubelte den Sturz des kriegslustigen Ministers Radowitz, und nahm keinen Anstand, in der Zweiten Kammer die Politik von Olmütz zu rechtfertigen, die Preußen davor bewahrt habe, in einen Kampf um Sein oder Nichtsein für eine Angelegenheit hineingerissen zu werden, die, wie er es aussagte, die Lebensinteressen des Staates nicht berührte.

Heldenhaft war das allerdings nicht, noch auch geeignet, Preußen vor der öffentlichen Meinung in ein günstiges Licht zu stellen. Die Frage der deutschen Fortentwicklung war damit auf einen toten Punkt gelangt, auf dem sie während der fünfjährigen Jahre verharnte. Inzwischen stand aber die Welt nicht still; sie war in das Zeitalter des Dampfes und der Maschine eingetreten, und in der Struktur der Gesellschaft vollzogen sich die bedeutsamsten Wandlungen. Auch Deutschland hatte natürlich an dem allgemeinen Fortschritt seinen Anteil; aber politisch schien sich seine Ohnmacht nur noch zu vertiefen, und das Misverhältnis zwischen dem, was das Land an Kräften in sich barg, und dem, was es in der Welt galt, ward immer unerträglicher. Besonders Preußen verlor in der allgemeinen Achtung; viele wackere Vaterlandsfreunde verzweifelten an ihm, seinem Willen und seinem Können Deutschland die hilfreiche Hand zu bieten. Woher aber sonst sollte der Mann kommen, den das Volk herbeisehnte, von dem schon 1849 ein süddeutscher Dichter verlangend gesungen hatte:

"Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken,
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn' und Erbarmen
Zu Hauf uns treibt im Schlachterschweiß
Und dann mit unbedugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß:
Nur Einer aus den Millionen,
Nur eine eisern harte Faust!"

Auf die Dauer jedoch sollten diese ergreifenden Worte nicht ungehört verhallen: schon reiste der Retter Deutschlands heran, seiner weltgeschichtlichen Aufgabe entgegen.

Bismarck war von König Friedrich Wilhelm, der die Dienste des märkischen Junkers nicht vergaß, zu seinem Vertreter am Frankfurter Bundestag, dessen Wiederherstellung das Siegel auf die Bezwigung der Revolution setzte, ernannt worden. Als solcher verlebte Bismarck die Jahre 1852 bis 1858 in Frankfurt. Sie wurden eine unvergleichliche Schule für ihn; in immer wiederkehrender Erfahrung lehrten sie ihn, daß von hier aus dem Vaterlande das Heil nicht kommen könne. Der



Fürst Bismarck zu Pferde. Aufnahme aus Friedrichsruh aus dem Jahre 1890.

Buchverleger Gustav Schwetschke dichtete 1867 in heller Begeisterung für die Nationalhelden in den trocknäischen reimlosen Versen Heines und des Scheffelschen "Trompeter" sein "didaktisches Epos" "Bismarckia", das viele Auflagen erlebte; dem folgte dann Anfang 1870 das "didaktische Idyll", "Barcinias", das Bismarcks Landaufenthalt verherrlicht und neue große Taten seines Helden richtig vorhergesagt. Schwetschke gehört zu Bismarck, wie der Schalk zum großen Herrn, wie Leporello zu Don Juan", sagt ein damaliger Kritiker.

"Seine lustigen Gedichte sind das Satyrdrama zu der großen Trilogie: 1864, 1866 und 1870." Und darin liegt etwas Wahres. Diese anspruchslosen Schilderungen verraten ein feines Verständnis und eine warne Verehrung der genialen Persönlichkeit; sie haben viel zu Bismarcks Popularität beigetragen und atmen eine so echte unnahmliche Beifühlung, wie sie kein späteres Werk besitzt. Der begeisterte Neuhumanist, der einst in seinen lateinischen "Neuen Dunkelmännerbriefen" die Redner der Paulskirche verucht, dichtete Bismarck auf lateinisch an, wie es später noch Felix Dahn in seiner Hymne "Macta senex consiliator" (Heil Dir, alter Ratschlagfinder!) tat. Er ist der erste und erfreulichste jener "Bismarckdichter", die das Besingen des Kanzlers zur Spezialität erhoben und von denen ich noch Eduard Daelem mit "Bismarcks Himmelfahrt" und den Bismarckliedern "Von der Würdigkeit", Uli Schanz, Hamel mit seinen Bismarckepigrammen, Genee mit den Bismarckliedern, Reulenz mit den Bismarcksonetten und Mar Bewer nenne.

Unendlich ist ja nach 1870 die Zahl der Bismarckgedichte angewachsen. Alle, alle kamen, der echte Biedermeier, Ludwig Eichrodt, mit seinem prächtigen Lied auf Bismarck und sein moderner Nachfolger, Ostini, in der "Jugend" der "Partikularist Blümchen" und die andern Mundartdichter, von denen Wilhelm Schröder mit seinem trefflichen "Die plattdeutsche Bismarck" (1878) der früheste ist und O. Kuh mit seiner Mecklenbürger plattdeutschen Geschicht "De Stadthauptmann von Fredenshagen um de falsche Bismarck" sowie Israels mit seinem ostfriesischen Dönties und Rimels

"Wat de Kiewit sprook" Erwähnung verdiensten. Was wäre nicht alles im Zusammenhang mit Bismarck bedichtet worden! Hat doch selbst die Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 ein sicherer Cäsar Alstall "in freien Samben bearbeitet"! Die bedeutenden Dichter aber haben sich erst spät zu seinem Preise eingestellt, eigentlich erst beim 70. Geburtstag, an dem ihn Heyse, Fontane, Groth, Wilbrandt, K. F. Meyer besangen. Am wichtigsten ist Meyers Gedicht vom Reichsschmied, der den Hammer in drei Schlägen niederschlagen läßt:

"Den Hammer hob er noch zum drittenmal,
Der niederfuhr wie blanker Wetterstrahl,
Und lachte: "Schmiede, dritter, du die Treu
Und unsre alte Kaiserkrone neu!"

Fontane läßt den "alten Göttervater Zeus" in Bismarcks Gestalt auf Erden erscheinen und die Soviabauern schütteln. Glücklicher ist er in seiner Ballade "Jung-Bismarck":

"In Lockenfülle das blonde Haar,
Allzeit im Sattel und neunzehn Jahr,
Im Fluge weltein und nie zurück —
Wer ist der Reiter nach dem Glück?
Jung-Bismarck."

Und das Gefühl ganz Deutschlands hat er dann ausgesprochen in seiner wundvollen Grabschrift "Wie Bismarck liegen soll." Heyse ist nach anfänglicher Gegnerschaft zu einem leidenschaftlichen Bewunderer des Kanzlers geworden und hat uns den alten "Herkules" mit klarster Anschaulichkeit in seiner formvollendeten Epistel "Fürst Bismarck in München" dargestellt. Von Wildenbruchs verschiedenen Bismarckgedichten haben die schlichten Verse nach der Entlassung klassischen Klang erhalten:

"Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, in Deutschland,
Du warst, drum wurden wir,
Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt,
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt."

Weniger volkstümlich, aber nicht minder großartig hat Richard Dehmel den Sturz des

Großen in einer Rhapsodie bewungen, die seine Gestalt bereits in den Mythos hebt, den "Sohn der Macht" von dunklen Glocken umringt zeigt, die im Sturmwind seine Taten säubern: "Bismarck, graue Klippe du!" Von den unzähligen anderen Gedichten ist wohl am bekanntesten der vielbesungene Bismarckhymnus von Adolf Stern: "Entschwabend, doch lebend im Weltengedächtnis . . ."

Auch zum Dramenhelden ist Bismarck des österreichen gemacht worden, freilich stets ohne Glück. Wildenbruch mag diese gräfste Gestalt der modernen Geschichte in manchem seiner Werke vorge schwebt haben; billige Anspielungen, wie man sie zu Unrecht in seinem "Neuen Herrn" vermutet, überließ er sensationslüsternen Machern, wie Philipp in seinem "Erde" und Blumenthal, der mit den Bonbonverßen seines "toten Löwen" das Vergste an Entzweiung geleistet hat. Weniger peinlich wirkt die lange Reihe der Gelegenheitsstücke und Festspiele, die 1872 durch den einaktigen Schwank "Bei Bismarck" von M. Bauermeister eröffnet wird. Lustige und finnige Züge aus der Jugend des großen Mannes bieten den besten Stoff, so für Martin Greiss Festspiel zum 80. Geburtstag "Das erste Blatt zum Heldenkranz", in dem die geschichtliche Lebensrettung des Reitknechtes Hildebrand durch den Kneiphofser Gutsherrn packend dargestellt ist. In dieselbe Zeit führt uns Walter Harlans treffliches Lustspiel "Im April" (Leipzig 1895), das Bismarck am Scheide wege zwischen Fortschritt und Altpreußen, zwischen der Neigung zu einer koketten Engländerin und der Liebe zu seiner Johanna in sehr anmutigen Szenen schildert und dem 1900 das Lustspiel "Der tolle Bismarck" folgte. Anspruchslosere Gelegenheitsstücke sind A. von Grüns Stimmungsbild aus des großen Kanzlers Jugendleben "Unser Bismarck" (1884), A. Strauß' patriotisches Spiel "Kiebitzler" und Hermann Suhkes kleines Genrebild "Nachbar Bismarck oder eine diplomatische Großmagd". Auf einen feierlicheren und würdigeren Ton gesimmt sind die Festspiele, die zum grüsstigen Teile zu Bismarcks 80. Geburtstage erschienen: Julius Ritterls "Das Spiel vom Fürsten Bismarck", die Festspiele

Hauptschaden lag in der Zusammenkopplung der beiden europäischen Großmächte Österreich und Preußen mit den deutschen Territorialstaaten, die Kraft der Verfassung des Bundes standen waren, jenelahmzulegen, und in dem Dualismus zwischen den Großstaaten, deren Interessen in vielen Punkten auseinanderstrebten. Gleichwohl war Bismarck, bevor er nach Frankfurt kam, das Zusammengehen mit Österreich in den deutschen Angelegenheiten als das Natürliche, von der Sachlage Gebotene erschien, und in der schon berührteten Kammerrede hatte er Preußens Ehrgeiz innerhalb Deutschlands darauf begrenzt, daß nichts ohne seine Einwilligung geschehe, so zwar, daß dasjenige, was Preußen und Österreich nach gemeinschaftlicher, unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig hielten, durch die beiden gleichberechtigten Großmächte Deutschlands gemeinsam ausgeführt würde. Die Voraussetzung hierfür war freilich, daß Österreich dem Genossen gleiche Rechte am Bunde einräumt hätte. Aber daran fehlte es durchaus; dem preußischen Gesandten trat vielmehr im kleinen wie im großen von Anfang an das Bestreben der Präsidialmacht entgegen, in Deutschland wie in den auswärtigen Beziehungen die eigenen Interessen als allein maßgebend zu behandeln und Preußen als unbekümmerten Nebenbuhler niederzuhalten. Letzterem blieb demgegenüber nur die Wahl, entweder das Toch Österreichs auf sich zu nehmen oder den Gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen. Und Bismarck trug jetzt keine Bedenken mehr, den zweiten Weg zu vertreten; hier lag — das war mit Händen zu greifen — das wichtigste Lebensinteresse Preußens vor. Er erinnerte daran, daß jedes Jahrhundert seit den Tagen Karls V. einen kriegerischen Auszug zwischen Habsburgern und Hohenzollern gebracht habe; es erschien ihm fast im Lichte einer geschichtlichen Notwendigkeit, wenn man sich demnächst erneut gezwungen sähe, die Klinge mit Österreich zu kreuzen. Und dabei mußte es sich um die endgültige Entscheidung über die Herrschaft in Deutschland und über Deutschland handeln: Preußen mußte die Lösung der deutschen Frage gegen Österreich unternehmen. Damit war die entscheidende Formel gefunden, aus der die Einigung Deutschlands hervorgehen sollte.

Doch kam man noch nicht gleich zu ihrer praktischen Anwendung. Die neue Ära der preußischen Politik, die gegen den Ausgang der fünfziger Jahre mit dem Hervortreten des Prinzen von Preußen als Regenten für den erkrankten Monarchen einsetzte, stellte den Gegensatz zu Österreich vorerst zurück und zeigte sich vielmehr geneigt, die Lösung der brennenden Fragen zu verschieben. Bismarck war dadurch in Frankfurt unmöglich geworden; er mußte es sich gefallen lassen, an der Neva „kaltgestellt“ zu werden, d. h. der Prinzregent ernannte ihn Anfang 1859 zum Gesandten in Petersburg, von wo Bismarck 1862 in gleicher Eigenschaft nach Paris ging. Aus der Enge der deutschen Verhältnisse sah er sich dergestalt an die großen Brennpunkte der internationalen Politik versetzt. Bismarck war aber auch in dieser kein Neuling mehr. Längst hatte er in den Plänen und Entwürfen, die in seiner Seele keimten, auch den auswärtigen Großmächten ihre Stellung angewiesen, er erkannte, daß er die Auseinandersezung mit Österreich nur würde durchführen können, wenn Russland und Frankreich

von Karl Wiegand und Ernst Ege, F. A. Geißlers Drama „Herr und Diener“.

Am ehesten ließen sich Wesen und Werk des Schöpfers der deutschen Einheit in den breiten Formen des Epos und des Romans gestalten. Epische Versuche sind wohl unternommen worden, so von Georg Scherberg in der Bismarckfrage „Die Kaiser-Endenblume“, von Hermann Hofmeister in seiner neuzeitlichen Nibelungenmär „Der eiserne Siegfried“; zuletzt von Gustav Trensen in seiner „epischen Erzählung“, die trotz ihrer holprigen Hexameter manch poetische Schönheit bringt, aber die Kleinheit der Persönlichkeit des Dichters neben der des Helden in einer betrübenden Klarheit zeigt. Wie Achill eines Homer bedurfte, so braucht Bismarck einen großen Dichter, um ihn „lebig zu machen“. Dieser ist auch im Bismarckroman noch nicht erschienen. Nur der Kuriostität halber seien erwähnt: Ludovica Hefekels Roman „Von Brandenburg bis Bismarck“ (1872), Gabriel Findels „Schach-Bismarck oder Jesuiten und Freimaurer“ (1884) und aus demselben Jahre die auf den Kanzler anspielende „altägyptische Haupt- und Staatsaktion“ im Ebersstil „Ramses und seine Freunde“. Spielhagen, der im „Neuen Pharao“ das Berlin Bismarcks schildert, läßt noch die Abneigung des Liberalen gegen ihn erkennen, während in Fontaines „Stecklin“ die allgemeine Bewunderung stark durchklingt. K. Th. Bingelers „Der Reichskanzler“ (1891) und Theophil Zollings „Bismarcks Nachfolger“ (1894) sind ziemlich schwache Unterhaltungsromane, ebenso Ferdinand Neubürgers „Bismarck in Kissingen“ (1899) und R. von Standfests Roman „Bismarck“ (1908). Auch das neuste Werk dieser Art von Karl Bleibtreu, dessen erster Band soeben erschienen ist und Bismarcks Werden darstellt, ist ohne Wert. Eine sehr hübsche Dichtung von Bismarcks Geschlecht sind die Erzählungen „Zwölf Bismarcks“ von Walter Fleg (1913), aus denen zwölf seiner Vorfahren plastisch herausstehen.

Ein Geist, Bismarcks würdig und ihm verwandt, braust an seinem Substag im Sturm deutscher Siege und im Strom deutschen Opfer-

ihn diese ungestört vollziehen ließen. Das zu erreichen, war schon in Frankfurt ein Hauptziel seiner Bemühungen; es ist überflüssig, zu sagen, daß er auch seine amtliche Tätigkeit in Petersburg und Paris in derselben Richtung ausnutzte, und zwar, wie sich später zeigte, mit günstigstem Erfolg.

Endlich aber kam der Augenblick, der den zum Meister herangereisten Staatsmann an die Stelle berief, die seiner bedurfte und von der aus er sich als den zeigen konnte, der er war. Wieder waren es die Nöte des preußischen Königstums, die ihn auf den Schauspiel der Ereignisse führten. Es handelte sich bekanntlich um die Heeresreform, das eigenste Werk des Prinzen von Preußen, der mittlerweile als König Wilhelm I. seinem Bruder auf dem Thron der Hohenzollern nachgefolgt war. Der Plan des neuen Monarchen bezeichnete, die Kriegsbereitschaft Preußens zu verstärken sowohl mittels Erhöhung der Friedenspräsenzstärke als auch durch Verbesserung der Organisation des Heeres. Keineswegs war die angestrebte Reform das Anzeichen bestimmter kriegerischer Absichten; sie entsprang vielmehr lediglich der Einsicht König Wilhelms in die Unzulänglichkeit des Staates auf dem Gebiet des Militärvwesens. Freilich legte sein Plan dem Lande Mehrkosten in einer für die damaligen Verhältnisse nicht unbeträchtlichen Höhe auf. Mit um so unfreundlicher Auge aber sah das Land auf die neuen Entwürfe, als die so lange fortgesetzte unkriegerische Haltung der Regierung den Verdacht zu begünstigen schien, der König beabsichtigte, in der verstärkten und reorganisierten Armee sich ein Werkzeug zur Unterdrückung der inneren Freiheit zu schaffen. So nachdrücklich setzte sich der Landtag mit überwältigender Mehrheit der Vorlage der Regierung entgegen, daß der König an der Durchführung seiner Absichten verzweifelte und in seiner Gewissenhaftigkeit bereits erwog, die Krone niederzulegen und seinem Sohne Platz zu machen, der den Zettideen näher stand. Das war die Krise, in der Bismarck der Monarchie zum zweiten Male seinen starken Arm darbot. Von dem Kriegsminister Roon dem König als Retter zugeführt, übernahm er die Aufgabe, der Opposition zum Trotz die Heeresreform durchzuführen. So wurde in schwierigster Stunde zwischen dem Fürsten und dem Staatsmann der Bund geschlossen, der einer der Hauptpfeiler der deutschen Einheit geworden ist. Nur im Besitz des unerschütterlichen Vertrauens, das ihm König Wilhelm, oftmais in schwerer Selbstüberwindung, darbrachte, des festen Uthals sicher, den er an der Krone hatte, konnte Bismarck Pläne zur Durchführung bringen, die in der Kühnheit und Ungewöhnlichkeit ihrer Erfassung wie mit Rücksicht auf die Macht und Zahl der ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten kaum ihresgleichen finden.

Nicht leicht konnte der Anlaß, der am 24. September 1862 — Bismarck als leitende Minister an die Seite des Königs führte, mit dem eigentlich preußischen Verhältnissen enger zusammenhängen, als es bei der Heeresfrage der Fall war. Im Hintergrund stand jedoch die deutsche Frage. Dem deutschen Beruf Preußens hatte König Wilhelm schon bei seiner Thronbeteitung unzweideutig Ausdruck gegeben, indem er erklärte: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutsch-

lands durch unser Land; aus ihm wird auch der Dichter erscheinen, der uns statt der vielen „die“ deutsche Bismarckdichtung schenkt.“

Bismarck in der Medaille.

Keinem Sterblichen wurden wohl bisher so viel Ehrungen, vor und nach dem Tode, zuteil, wie dem Schmied des Deutschen Reichs Fürsten Otto von Bismarck.

Hundert Jahre sind heute seit seinem Geburtstage, kaum 17 Jahre nach seinem Tode verflossen; und schon ist die Bismarck-Literatur ins unermeßliche gewachsen. In allen Kultursprachen sind Werke über den Kanzler erschienen, in alle Kultursprachen seine Schriften und Reden übertragen worden.

Größt ist die Zahl der Bismarck errichteten Denkmäler. Schon im Jahre 1902 wurden 309 ihm errichtete Standbilder, Gedenksteine, Obelisken, Säulen, Türme usw. gezählt.

Selbstverständlich ist es daher, daß auch die Zahl der dem Andenken des „Eisernen Kanzlers“ gewidmeten Medaillen ein groß sein muß. Das im Jahre 1913 abgeschlossene Werk des in Münzsammlerkreisen bestbekannten Bismarck-Medaillensammlers Bennert über Bismarck-Medaillen beschreibt 656 Gedenktaler, Denkmünzen, Medaillen, Jetons und Plaketten, die dem Andenken Bismarcks gewidmet sind, ohne, wie der Verfasser in der Vorrede seines Buches bemerkt, daß damit die Zahl der Medaillen erschöpft wäre.

Nun sind seit dem Erscheinen des Buches bis heute wieder verschiedene auf Bismarck bezügliche Medaillen erschienen. Auch sein heutiger 100. Geburtstag wird den Sammlern gewiß eine ganze Reihe von Medaillen bescheren, so daß man also wohl nicht zu hoch greifen wird, wenn man zum Schluss des laufenden Jahres die Anzahl sämtlicher Bismarck-Medaillen mit 700 angibt.

Als erster ist mit einer Medaille zum hundertsten Geburtstag Bismarcks Professor P. Sturm hervorgetreten. Er hat eine im Um-

land zusammen; als deutschem Fürsten liegt es mir ob, Preußen in derseinen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heil aller einnehmen muß“. Bismarck aber schreckte um Deutschlands willen auch von dem letzten Opfer, dem seines Rufes und seines Lebens, nicht zurück. „Was liegt daran“, antwortete er, als man ihm die Möglichkeit ausmaßte, als Volksteind am Galgen zu sterben, „wenn nur der Strick, an dem ich baumle, Preußen und das Haus Hohenzollern fest verbindet mit einem geeinigten, starken Deutschland“.

Glücklicherweise indes bedurfte letzteres eines so furchtbaren Opfers nicht. Im Gegenteil, dem Kühnen war das Glück hold; es gab ihm überraschend schnell Gelegenheit, die deutsche Frage aus dem Nebel der Reden und Majoritätsentschlüsse in die lichte Höhe der Taten zu erheben, und er ließ den gebotenen Anlaß nicht ungenügt vorübergehen. Die Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage bildet den Auftakt zu der gewaltigen Melodie, die Bismarck der erstaunten Welt vorzuspielen sich anschickte. Die Kühne Entschlossenheit aber, mit der er an die stärkste Frage herantrat, unbekümmert darum, daß der Konflikt mit der Landesmehrheit in ungemeiner Schärfe fortduerte, und daß das Missbrauch Europas seine Schritte umlauerte, steht auf gleicher Höhe mit der diplomatischen Meisterschaft, mittels der er den Deutschen Bundestag ausschaltete, die Donaumonarchie wider deren Interessen in den Krieg mit Dänemark verwickelte und die Eindringlichkeit der Herzogtümer in den preußischen Staat vorbereitete. Dass dieser letzte Punkt den offenen Ausbruch des Konflikts zu Österreich mit Notwendigkeit herbeiführte mußte, konnte Bismarck auf seinem Wege nicht nur nicht beirren, sondern lag durchaus in der Richtung seiner Politik, die um so bewundernswürdiger erscheint, als er diese nur unter dem heftigsten Widerstreben der eigenen Umgebung, vom König angefangen, durchzuführen vermochte.

Die Rechtfertigung des Unternommenen konnte unter solchen Umständen nur der Erfolg bringen. Dieser aber blieb nicht aus; bei Düppel und Alsen, bei Nachod und Königgrätz wurde Bismarcks Werk gerechtfertigt. Auf den Schlachtfeldern bewährte es sich, daß König Wilhelm sich das Instrument nicht hatte verkümmern lassen, das die ultima ratio der Könige und Staaten ausmacht. Aber nicht allein die militärische Überlegenheit Preußens trat auf, der preußische Geist, die preußische Intelligenz hatten gesiegt; Preußen hatte sich in jeder Beziehung überlegen gezeigt und seinen Beruf zur Lösung der deutschen Frage glänzend und unüberleglich bewiesen.

Besiegt wurde Österreich aus Deutschland herausgedrängt und von jeder unmittelbaren Teilnahme in den weiteren Geschicken des Landes abgeschnitten; Preußen mußte die Hände frei halten, es konnte eine zweite Großmacht neben sich nicht mehr dulden. Aber über das Notwendige ging Bismarck keinen Schritt hinaus, sondern schonte in weiser Maßhaltung den auf dem Schlachtfelde niedergeworfenen Gegner, in dem er bereits für eine zukünftige Gestaltung der Dinge den Freund und Bundesgenossen erblickte.

In der nämlichen staatsmännischen Ge-

schichte aber trat Bismarck nunmehr auch vor seine Gegner im eigenen Lande und bat ihnen seinerseits durch die sogenannte Indemnitätsvorlage die Hand zum Frieden, obwohl — oder weil — die Opposition den Boden im Lande bereits verloren hatte. Im Laufe weniger Jahre schlug die Stimmung von Grund aus um; das „Kreuzige“ dem großen Minister gegenüber verwandelte sich in „Holianna!“, und der Name des eben noch bitter Gehafteten wurde von der Liebe und Bewunderung des Volkes zum Himmel getragen.

Bald ragten die Grundmauern des neuen Deutschlands oder seiner Vorstufe, des „Norddeutschen Bundes“, für den Bismarck innerhalb weniger Stunden eigenhändig die Grundzüge der Verfassung aufs Papier war. Er begnügte sich einstweilen damit, den Norden um Preußen zusammenzuschließen, in der Zuversicht, daß die Zeit das Fehlende ergänzen werde. Und die Rechnung des großen Staatsmannes stimmte wiederum.

Noch einmal mußte deutsches Blut im Kampf um Deutschlands Ehre und Größe fließen, aber nicht wieder im Bürgerkrieg, sondern in der unentzündbaren Auseinandersetzung mit dem Frankreich des dritten Napoleon. Es war der Zoll, der das wendende Deutschland der Missgunst Europas zahlte; dank Bismarck aber erfolgte der Auszug erst zu einer Zeit, da Deutschland fähig war, ihn durchzufechten. Und dank Bismarck blieb Napoleon vereinzelt, während auf der anderen Seite die deutschen Südstaaten die Sache Preußens und des Nordens sofort als die ihrige erkannten und ihre tapferen Truppen zu denen des Gegners von 1866 stoßen ließen. Da bewährte sich denn aufs neue in herrlicher Weise die Überlegenheit der deutschen Sache; das „Empire“ wurde nach wenigen Wochen weggesetzt, Frankreich aber mußte, nachdem seine Hilfsquellen erschöpft waren, einige Monate später die Bedingungen annehmen, die der Sieger ihm diktierte, und über Metz und Straßburg stieg die schwarz-weiß-rote Fahne empor.

In den drei Feldzügen, zu denen Bismarcks Politik die Grundlagen schuf, sahen wir die Kämpfe der drei größten Epochen der vergangenen preußischen Geschichte sich gleichsam wiederholen: die Gewinnung des Nordens im Feldzuge von 1864 krönte das Streben des Großen Kurfürsten, die Besteigung Österreichs 1866 erschien als das Vermächtnis Friedrichs des Großen, und die Niederwerfung Frankreichs 1870/71 setzte das Siegel auf die Taten Preußens in den Befreiungskriegen zu Anfang des Jahrhunderts. Bismarck erscheint dergegenüber als der Böllender der Preußen gesetzten Aufgaben, das sich jetzt sieghaft zu Deutschland erweiterte, an dessen Spitze es sich setzte. Noch im Feldquartier zu Versailles wurde das neue Reich begründet; auf den einmütigen Wunsch der Fürsten und Völker Deutschlands nahm König Wilhelm den Kaisernamen an. Allerdings war es kein Einheitsstaat, den man schuf, sondern ein Bundesstaat; nüchtern wiederum knüpfte Bismarck an das Vergangene an und vereinte in seiner Schöpfung meisterhaft Territorialität und Einheit, Fürstentum und Bürgertum; der Machtfülle der Zentralinstanz zum Gegengewicht aber gewährte er einen Reichstag auf Grund allgemeiner gleicher und direkter Wahlen.

Damit war die äußere Form für die Neubildung Deutschlands gefunden. Sie mit le-

von weiten Reisen heimgekehrt, von denen er mit blendender Erzählerkunst zu reden wußte, war der elegante ritterliche Mann im blauen Frack mit dem blonden Bart, der klaren Stirn und den durchbohrenden Augen zugleich ein trefflicher Landwirt, ein echter Junker, der nirgends das Spiel verdarb.

Wie er im Salon die Blicke aller und besonders der Damen auf sich zog, die ein prickelndes Gefühl schaudernder Bewunderung vor diesem „Löwen“ empfanden, so war er auch auf der Jagd, im Wirtshaus, beim Spiel stets der erste, ein tollkühner Draufgänger, der allein mit sich fortzog.

Bald erzählt man sich vom „tollen Bismarck“, wie er allgemein genannt wurde, die abenteuerlichsten Geschichten. Besonders war er wegen seiner unfehlbaren Sicherheit im Pistolenchießen berühmt und berüchtigt; er hat selbst später gern von dieser Kunst seiner Jugend erzählt: „Meiner fünf Kugeln auf das Fensterkreuz auf 30 Meter bin ich stets sicher gewesen.“ oder „als junger Mann habe ich ein gutes Pistole gehabt, daß ich damit Papierblätter auf 100 Schritt getroffen und Enten auf dem Teiche die Köpfe abgeschossen habe.“ Ein Kumpf dieser Tage, der Landrat von Marwitz, berichtet, wie er einmal bei Bismarck in Kneiphof übernachtet habe und die Gäste nach einer „schweren Nachtsitzung“ um 1/2 Uhr von dem Gutsbesitzer geweckt werden sollten; sie verschlossen aber die Tür und schoben mit äußerster Kraftanstrengung einen schweren Schrank davor, damit er nicht herein könne. „Um 1/2 Uhr rief Bismarck vor der Tür: „Seid Ihr fertig?“ Keine Antwort. Er drückt vergebens auf die Klinke und stößt mit dem Fuße die alte Tür ein, kann aber des Schrankes wegen nicht weiter. Bald darauf rief er im Hofe: „Seid Ihr fertig?“ Kein Laut. So gleich krachen zwei Pistolenabzüge, die Fensterscheiben klirren, und Kalk von der angehöckten Decke fällt auf das Bett meines Gefährten. Da gibt dieser das Spiel verloren, bindet ein Handtuch an seinen Stock und steckt es als Friedensfahne zum Fenster hinaus.“

Mit der Pistole war er stets, ebenso schnell bei der Hand, wie er es als Student mit dem

fange von 11 Zentimetern gehaltene und in Bronze oder Eisen hergestellte Medaillen, die mit Recht darauf Anspruch erheben kann, als Kunstwerk zu gelten. Die Medaillen, ganz gleich, ob in Gold, Silber, Bronze, Kupfer, Zinn, Messing, Eisen usw. hergestellt, sind oft wahre Kunstwerke der Kleinstplastik. Sie sind daher sehr gut dazu geeignet, jedem, auch dem Aermsten, ein Privatdenkmal des großen Einigers Deutschlands zu sein. Nicht nur für die Sammler sollen sie bestimmt sein. Nicht im Schränke und Schublade verschlossen, vor jedes Fremden Auge eifrig verborgen gehalten, sie sollen vielmehr auch in den Kreisen Eingang finden, die sonst mit der Kunst wenig oder garnicht in Berührung kommen.

Nicht nur für die Sammler sollen sie bestimmt sein. Nicht im Schränke und Schublade verschlossen, vor jedes Fremden Auge eifrig verborgen gehalten, sie sollen vielmehr auch in den Kreisen Eingang finden, die sonst mit der Kunst wenig oder garnicht in Berührung kommen.

Den Kindern z. B., die im verflossenen Schulhalbjahr besonders fleißig waren, sollte zur Erinnerung an den unter so denkwürdigen Umständen erlebten und gefeierten 100. Geburtstag Bismarcks eine Medaille geschenkt werden. Sie braucht nicht unbedingt aus edlem Metall zu sein. Ein Stück aus Bronze, Zinn, Kupfer oder Nickel tut's auch. Aber gut ausgeführt, ein Kupferstück muß die Medaille sein. Kein elendes Machtwerk, kein Kitz. Zweierlei würde hierdurch erreicht werden: das Andenken des Kanzlers, dem das deutsche Volk heute sein einmütiges, vereintes Abschlagen des Überfalls der Feinde verdankt, würde in würdiger Weise gefeiert und das Kunstverständnis, der Kunstfertigkeit der Kinder geweckt und gepflegt werden.

Hier bietet sich den Kunstabteilnern, die immer

predigen: die Kunst ins Volk!, die beste Gelegenheit, ihren Worten die Tat folgen zu lassen, ihre Ideen zu verwirklichen.

Vom „tollen Bismarck“.

Unter den pommerschen Herren tauchte um 1840 eine eigenartige und seltsame Gestalt auf: Otto von Bismarck, der Herr auf Kneiphof. Eine glänzende Erscheinung, umwelt vom Schimmer der großen Welt, helmisch am Hofe,

bendigem Instinkt zu erfüllen, war die Aufgabe, die sich nun darbot: eine Aufgabe freilich, die nicht von heute auf morgen gelöst werden konnte. Noch gegenwärtig, fünfundzwanzig Jahre, seit Bismarck das Steuerruder des Staatschiffes in andere Hände legen muskte, und siebzehn Jahre, seit sein müder Leib in die Gruft gesenkt wurde, um von den fast übermenschlichen Mühlen des Erdenlebens auszuruhen, ist die Entwicklung, die 1871 ihren Ausgang nahm, nicht abgeschlossen. Aber die ersten und vielfach schon die für die neue Richtung entscheidenden Schritte haben wir noch zu Bismarcks Zeit und unter seiner Leitung zurückgelegt, wobei selbst auf Gebieten, die ihm ursprünglich fern lagen, die überragende Größe des Reichsgründers immer wieder zum Durchbruch gekommen ist. Im Innern bleibt mit dem Auenden an den größten Staatsmann, der je in deutschen Gauen erstanden ist, vor allem die Sozialreform unlosbar verknüpft. Bismarck hatte die große Aufgabe der Zeit, daß Staat und Monarchie den arbeitenden Klassen die Hand reichen und den auf ihnen vor anderen lastenden Druck mildern müsse, nicht nur begriffen, sondern auch als erster die Durchführung in die Hand genommen, mit dem Ergebnis, daß die Millionen der deutschen Arbeiter gegen Krankheit, Unfall im Beruf, Alter und Invalidität versichert und auf diesem Wege um ein bedeutendes erleichtert wurden, und zwar auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung.

Die gewaltigen Taten Bismarcks haben nach außen hin die Wirkung gehabt, dem Deutschen seinen vollberechtigten Platz in der Gemeinschaft der Kulturstölker anzuspielen. In der ersten großen internationalen Krise nach 1870, als der Russisch-Türkische Krieg die Orientfrage drohend aufrollte, trat Bismarck als „ehrlicher Makler“ unter die streitenden Völker, und in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs tagte der Kongreß, auf dem unter dem Vorsitz des deutschen Reichskanzlers die Beziehungen Europas auf eine neue Grundlage gestellt wurden. Die Reichshauptstadt Berlin aber erhielt damals die Weihe zur Weltstadt. Andererseits durchmaß der Deutsche jetzt mit erhöhter Zuversicht die Welt; der mächtige Schutz des deutschen Namens und eine, wenn auch zunächst noch kleine Kreisflotte stand hinter ihm, wohin immer er sich wandte. Eine größere Perspektive aber eröffnete sich, als Bismarck in den achtziger Jahren nach längerem Zaudern sich entschloß, Deutschland über das Weltmeer zu führen, transozeanische Kolonien zu dauerndem Besitz zu erwerben. Noch über die unmittelbare Bedeutung hinaus, die das ferne „Neudeutschland“ für das Mutterland gewinnen möchte, bekundete der Übergang des letzteren zur Erwerbung von Kolonien seinen Entschluß, eine größere, die Welt umspannende Politik zu betreiben. Es entsprach das der Forderung des mächtig gesteigerten Tatendranges und Unternehmungsgeistes, der im Volke der Denker seit 1870 zur Entfaltung gekommen war. Nicht minder führt die friedliche Eroberung der Welt, die der deutsche Gewerbesleib neuerdings mit glänzendem Erfolg in Angriff genommen hat, in ihren Antrieben auf die Zeit Bismarcks und dessen umsichtige Sorge für die Erfaltung des äußeren Friedens zurück.

Die Persönlichkeit des alten Bismarck.*)

Von Prof. Dr. Erich Marks.

Die Tragik des Genius und des Alters hat niemals ergreifenderen Ausdruck gefunden als in den Briefen, die Bismarck in der Mitte der neunziger Jahre an die ihm vertrautesten unter den Lebenden schrieb — in den Monaten vor und nach dem Tode der nächsten unter allen, seiner Frau (27. November 1894). „Die Leidenschaften der Menschen vertragen sich gegenseitig, die Politik war die stärkste Före in meinem Füchte, sie fraß alle anderen und wurde mir schließlich dann selbst zum Ekel. Wollte ich sie heute betreiben, so wäre es eine Landpartie in Regen und Schmutz... Aber ich wäre gern ohne düsteren Blick in die Zukunft des Landes und unserer Kinder aus diesem Leben geschieden. Der Gedanke nagt mir am Herzen; ich lebe zu

* Aus dem in diesen Tagen bei T. G. Cotta in Stuttgart erscheinenden Buche „Otto v. Bismarck“ des bekannten Bismarck-Biographen.

hatte meine Geisteskräfte noch nicht ordentlich wieder. Ich muß wohl 15 Schritte fortgeschritten sein und war an eine Baumwurzel gefallen, und als der Doktor nachher den Schaden besah, sagte er, es wäre gegen alle Regeln der Kunst, daß ich nicht den Hals gebrochen hätte.“

Etwas ganz Aehnliches passierte ihm bei einem Ritt von dem Badeort Polzin, wo er die ganze Nacht getanzt hatte. Ueberhaupt war er viel an der Nordsee, badete, segelte und fischte und hat in seinem Fischerboot manch ernsthaften Sturm erlebt. Eine dämonische Gewalt ging schon damals von seiner Persönlichkeit aus, und die pommerischen Bauern raunten sich zu, der wilde Bismarck sei ein Geächteter, der sich gegen seinen König erhoben; zur Strafe mußte er nun den Boilhart tragen, der damals etwas Neues und Fremdes war, und alle Jahre in der Silvesternacht käme der Scharfrichter und schnitte ihm ab.

Die Volksphantasie, die so unheimlich Mystisches von ihm fabelte, ahnte vielleicht doch einen tiefen Zusammenhang. Unbefriedigtes Sehnen, Verzweiflung und Trübsinn hausten auf dem Grunde dieser gewaltigen Seele, die sich in Tollheiten und Abenteuern zu betäuben suchte. „So sitze ich hier,“ schrieb er an den Studienfreund Schorlach aus Kneiphof, „unverheiratet, sehr einsam, 29 Jahre alt, körperlich wieder gesund, aber geistig ziemlich unempfänglich. Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern. So vegetiere ich fast wie ein Uhrwerk, ohne besondere Wünsche oder Besitzungen zu haben, ein sehr harmonischer und sehr langweiliger Zustand.“ Der Sturm und Drang, der bereits in den Studentenjahren so mächtig aufgelodert, hatte nun seinen Höhepunkt erreicht, bevor die Einkehr und die Bekehrung kamen. Wie Shakespeares Prinz Heinrich, wie der junge Friedrich der Große oder der junge Goethe ist auch der tolle Bismarck uns teuer als der laute ungeförmte Verkünder des nahenden Genius.

Auf seinem Raleb, einem großen schnellen Braunen, galoppierte er durch Nacht und Sturm, und je toller das Wetter, desto besser für ihn. Von den schweren Stürzen, die ihn dabei des öfteren an den Rand des Grabs brachten, hat er noch als Greis gesprochen: „Wir ritten, was die Pferde laufen wollten. Da hört mein Bruder, der etwas vorwärts ist, auf einmal einen furchterlichen Knall. Es war mein Kopf, der auf die Chaussee aufschlug. Ich verlor zuerst die Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, da hatte ich sie nur halb wieder. Das heißt, ein Teil meines Denkvermögens war ganz gut und klar, die andere Hälfte war weg... Ich erinnere mich noch eines andern Sturzes. Da ritt ich rasch durch junges Holz in einem großen Walde, weit weg von zu Hause. Wie ich über einen Hohlweg wollte, stürzte ich mit dem Pferde und verlor das Bewußtsein. Ich muß wohl drei Stunden ohne Bewußtsein dagelegen haben, denn es war schon dämmerig, als ich aufwachte. Ich

Seine in Wort und Tat bekundete Friedensliebe, sowie die Rüstungen und Bündnisse, mit denen er diesigen in Schach hielt, die der Meinung zur Störung des Friedens verdächtig schienen, gewährten Deutschland die Möglichkeit, den reichen Gewinn, den seine Kriegstaten ihm eingebracht, in langdauerndem Frieden in die Scheuern zu bringen.

Neid und Scheeluscht des Auslandes dem aufsteigenden Deutschland gegenüber hat freilich auch ein Bismarck nicht auszutrotten vermocht. Sie sind vielmehr, je glänzender der Stern Deutschlands aufging, desto üppiger ins Kraut geschossen und haben es endlich dahin gebracht, daß der hundertjährige Geburtstag unseres großen Führers zur Einheit und Macht uns im erbitterten Kampf um unsere staatliche, nationale Existenz vordringt. Der nicht verhehlte Zweck des unnatürlichen Bundes unserer Gegner ist es, die Entwicklung der letzten fünfzig Jahre rückgängig zu machen; Deutschland soll auf den Punkt zurückgebracht werden, an dem es sich befand, als Bismarck zuerst den preußischen Ministerkessel einnahm. Der Kampf steht also um die Errungenheiten der Bismarck'schen Zeit. Aber diese zeigen sich fester eingewurzelt, als's unere Feinde gewähnt haben; sie sind sicherer, unversiebbarer Besitz des ganzen deutschen Volkes geworden, das eifrig ist, sie bis zum letzten Blutstropfen festzuhalten. Noch ist die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfeld nicht gefallen, aber schon schwelt berechtigte Siegeshoffnung jede deutsche Brust. Unter dem Schatten Bismarcks hat sich die Nation in allen ihren Schichten fester zusammengezschlossen als je und einen unerschöpfbaren Damm gebildet, an dem der Anprall der übermächtigen Gegner bisher gescheitert ist und nach menschlichem Ernennen auch ferner und endgültig scheitern wird. Im unerschütterten Standhalten der Kämpfer an der Front und in den mannsfachen Dörfern, die die in der Heimat Verbliebenen für das Vaterland ohne Wanken und Murren auf sich nehmen, stattet das deutsche Volk Otto von Bismarck an dessen hunderstem Geburtstag seinen Dank ab.

lange...“ „Was mir blieb, war Johanna. Und heute alles öde und leer. Ich schaute mich unendlich gegen so viel Liebe und Anerkennung, wie mir im Volke über Verdienst gegeben worden ist; ich habe mich vier Jahre hindurch darüber gefreut, weil sie sich auch freute, wenn auch mit Zorn gegen meine Gegner, hoch und niedrig. Heute aber ist auch diese Kohle in mir verglimmt, hoffentlich nicht für immer.“ Man weiß, sie glomm im nächsten Jahre, dem Jahre seiner Feste, wieder auf. Das Feier und Liebe ihm seine Vergangenheit nicht erlaufen konnten, versteht sich. Er hatte sich in Jahrzehnten nach ungehörter Ruhe des Landeslebens gesehnt; er konnte sie so wenig ertragen, wie Friedrich II., dessen Sehnsucht ähnlich war, die Ruhe der Mutter ertragen hätte: Glück war ihnen beiden doch nur, mit all seinen Schmerzen und Bitterkeiten, ihr Beruf, der politische Kampf.

Und doch liegt über dem Bilde des großen Bismarck zugleich der Zauber dieser Friedrichsruher Welt: so hat es sich damals, immer und näher als zuvor, seien Volksgenossen in die Seele geprägt. Tausende sahen ihn, im lauen Mantel, mit Mütze und Stock, mit dem breiten Hut, unter den Baumwipfeln seines Waldes, und Tausende blieben in sein Haus und sein tägliches Dasein hinein. Man kannte ihn, inmitten der Seinen, oben am Türrahmen, spiegelnd — noch immer trok aller Leiden und mancher Verhöre, in reckenhafte Freude am natürlichen Genuss; leidend, zwischen den armen Hunden, die ihn behüteten, in seinem Munde die frohe Pfeife, die groen Blätter in seiner Hand; plaudernd, in all der entzückenden Feinheit und all der blühenden Fröhlichkeit vergangener Tage; umgeben von der Frau, die sein Leben erwärmt hatte und es mitliebend und mithassend hegte, bis ihr eigenes erloch, von Kindern und Enkeln, von den Freunden des Hauses aus Nord und Süd, den Hamburger Nachbarn im Sachsenwald, dem Maier und dem Alte aus Bayern: alles unbefangen, urprünglich und ohne Geschäft. Die fehlsellos dankbare Liebe seines Volkes hatte ihn — es gibt nichts Bezeichnenderes für den großen Kämpfer — menschlich überrascht; er staunte, und er freute sich ihrer; und er gab, ohne es zu wollen und zu ahnen, über alle seine politischen Gaben dieses Jahrzehntes, über alle seine Mahnungen und Lehren hinaus, als kostbares Geschenk den Deutschen den freien Anblick der großen Persönlichkeit.

Das Ende seines Lebens knüpfte an seine Anfänge an: das Menschliche an ihm schloß sich zur sichtbaren Einheit zusammen. Er war jetzt ganz, was er im Grunde immer gewesen war: der Landadelmann. Er lebte in Wald und Feld; er war unzähligen Besuchern ein ländlich gastfreier, unbesorgt spender Wirt. Er hatte das Geld immer verachtet; wenn er je einmal darum gekämpft hat, so geschah es in frühen Tagen aus Not, in später aus Rechtegefühl oder wenn man will aus Trost; er hat seine Macht und sein geheimes politisches Wissen niemals zugunsten seines Vermögens ausgenutzt, er dachte gar nicht daran; er gehörte dem ererbten Triebe, den Ueberfluss seiner Einnahmen immer wieder in Landbesitz festzulegen. Er blieb auch dem Staate gegenüber Zeit seines Lebens Edelmann. Er zuckte die Achseln über den deutschen „Unteroffizier“ fehler der Sucht nach Tressen“, nach Orden und Rang; auch als er

Fürst und Kanzler war, stand das Selbstgefühl nicht nur des Genius, sondern des Herrn von Bismarck hoch über allen Ehren der Stellung und der Höhe. Er, der den Staat als Macht verkörperte, blickte allzeit mit elementarem Mitleid auf den Staat als die Organisation des Schreiberiums. Der Gegensatz gegen die Bürokraten, die Geheimräte, die Paravasen, gegen die Weisheit des grünen Blüches, gegen alle nachhaltig überlieferung des mechanisierenden Polizeistaates im modernen Staat, der selbe Gegensatz, der ihn von früh auf den Angestellten nahegeführte hatte, Gegegensatz und Ungerechtigkeit zu gleich, begleitete ihn durch seine Politik; er war unzufrieden, daß er der ländlichen Selbstverwaltung nicht freieren Boden zu bewahren vermocht hatte; er verabscheute kollegiale Verträge, die Jugend auf, aus der zeitlosen Schärheitlichkeit seiner Person und aus der historischen Empfindung des Aristokraten heraustraten, der seinen ländlichen Lebenskreis allein erfüllt. Zu den Hohenzollern stand er immer in der gesümmigen Treue des Vaillen, durch dessen Seele immer auch ein Rest des scharfen ständischen Stolzes weht: die letzten Jahre brachten es wieder ganz auffällig heraus, in erster Linie von dem altmärkischen Adelströre, den Friedrich Wilhelm I. diente 1722 dem Bismarck vorgeworfen hatte, in ihm weiterlebte. Hinter und Freiheit, beides war ihm ererbtes Bedürfnis, sein Herz verlangte danach, sie zu vereinen. Er hat oft ausgesprochen, daß er seinen Kindern am liebsten als Offizier gebettet haben würde: auch das war seine Ueberlieferung. Er hatte auf den Höhenpunkten seines Werks mit der Armee, mit den Generälen um die Macht gerungen; aber er war stolz darauf, daß die Armee ihm Unendliches zu danken hatte, und sein historisches Kleid bleibt die Uniform.

Seit freilich hatte der Rock des Gutsberrn auch seine verdrängt. Er hatte aufgeatmet, als ihn 1887 der Gruber von Barzin, nach langen städtischen Jahren, wieder auf dem Lande ganz heimisch machte: der Zusammenhang riss seitdem nicht wieder ab. Die Städter erstaunten über seine unerhebliche Kenntnis der ländlichen Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchschüttete. Er befreite sich seine Kündliche Natur: sie klagt in schlichter Liebe und tiefer Freude zur Einfachheit hinunter, zu jeder Blume, zum derirten Vogel, den er bemühte und hegte; und seine großen Hunde waren ihm Freunde, an deren Leben er teilnahm und deren Tod ihn in wortlosem Schmerz durchsch

von allen Auswüchsen der Romantik, von ihrer melancholisch spöttenden Aufführung der Lebenswerte, die sie doch schmärmend verehrt, war in seiner klaren Männlichkeit längst kein Hauch übrig geblieben. Der Zug zu durchsichtiger Schwermut, der in ihm blieb, ist wohl älter in ihm als alle romantische Einwirkung und stammt, wie deren Möglichkeit selbst, aus den zeitlosen Tiefen der deutschen Empfindung und so aus dem innersten Kerne seines ursprünglichen Wesens — ganz wie der Zug zum Scherze, zum Witwort, der ihm von Kindheit an eigen war und der dem norddeutschen Landmann ein Stück natürlicher Erblichkeit ist. Bei Bismarck war das Epigramm, von Jugend auf, unliterarischer Herkunft; unliterarisch sahen wir den Schriftsteller Bismarck bleiben bis zuletzt. Ein Künstler war in ihm: aber ein bewusster und niemals gewollter. Er hat wohl, als eine junge Freundin, der er schone und von ihm liebvoll gepflegte Durchblüte wies, den Gutsherrn von Farzin scherzend beästhetisch wünschte, wie er die Landwirtschaft ästhetisch treibe, mit Ernst geantwortet: gewiß, und das müsse man bei allen Dingen tun. Er sah seiner Welt mit liebervollen Augen des Schönen; er hatte den feinsten Sinn für von ihm, für sprachliche Reinheit, die empfindlichsten Organe für jede Uebertreibung und jede Unnatur; er hat in Briefen und Reden und Denkschriften das Feinste und das Größte wundervoll gefaßt. Das wurde ihm nie zum Selbtszweck; er hätte es dann als Absicht und als Vergeudung verworfen. Aber die Tiefe seines Wesens füllte dieser natürlich künstlerhafte Drang. Auch die Feinheit seiner Nerven, die Erregbarkeit seiner Stimmungen, die Heftigkeit seiner Gemütsreaktionen hatte etwas von Künstlerart. Er entzückte seine Umgebung durch die Anmut in Bewegung, Ton und Gefühl; er war voll einfacher Vornehmheit und Güte. Er sah, halb scherzend, halb ernsthaft, mit einem Zuge von Nativität, von Lust zum Fabulieren, den Lebensrätseln nach und malte sich das Ewige gelegentlich fast wie Martin Luther in ganz menschlichem Bilde aus, wobei ihm die Gottheit in ihrer Ausgabenfülle etwa wie ein Fürst mit beisezordneten Ministern vor die spielende Phantasie trat. Nach allem, was wir wissen, und was wir erschließen können, blieb ihm, hoch über solchem liebenswürdigen Spiele, der Gottesglaube bis an das Ende erhalten — vielleicht einmal von harten und leidenschaftlichen Erlebnissen im Augenblicke geschüttelt, allem Dogmatischen wohl immer weiter entzückt, aber ein Glaube und ein persönlicher Verkehr von tragender Kraft. Er hat mit seinem Gottes gesprochen und zu ihm gebetet. Dem Manne der Wirklichkeit, der Beobachtung, der Nüchternheit blieb dieser Bereich geweiht und über alle Wissenschaft erhaben. Es ist nicht wahr, daß er naturwissenschaftlich gedacht habe: gerade der Naturforschung gegenüber blieb er skeptisch, er schätzte vielmehr aus der Geschichte. Und auch in ihr suchte er nicht das allgemeine Gesetz, sondern die lebendige Kraft. Er wußte sehr gut, wie gebunden der Einzelne ist, und daß die Verhältnisse auch den Staatmann führen und beschränken und ihm gebieten; aber nicht minder, daß nur der Einzelne Taten vollbringe. Er lernte aus den Erfahrungen der Vergangenheit nicht Regeln des mechanischen Geschehens, sondern Regeln der politischen Praxis; ihm spiegelte auch die Geschichte das Höchste wider, was in ihm selber war, die entscheidende Kraft der großen Persönlichkeit. Und über allen den Feinheiten seiner reichen Natur stand in ihm selber doch, als das zweifellos Herrschende, diese Kraft.

Er kam aus festgefügten Verhältnissen her und hat in ihnen gestanden bis zuletzt; das Königtum der Hohenzollern umhügte ihn, auch wo er ihm einmal widertrat, als selbstverständliche obere Gewalt. Ihr und den anderen Gewalten, die seine Geschichte hinzubrachte, dem preußischen und dem deutschen Staate hat er sich dienend eingordnet, er blieb ein Mitglied dieser gewachsenen Welt, und von der alles sprengenden Selbstherrlichkeit revolutionärer Helden ist in der Wirklichkeit dieses konservativen Helden nichts. Aber revolutionäre und sprengende Kräfte wirkten bei all dieser Selbstbeschränkung auch in ihm: das Wider-spiel von Einordnung und Auflehnung, von persönlicher Souveränität und sachlicher Hingabe erfüllt sein Wesen mit innerem Kampfe und erklärt sein stetes Zürnen. Er erkannte die Lebensmächte, die ihn umgaben, an, er liebte sie, und sein Pflichtgefühl war von hoher Sachlichkeit — aber er war persönlich größer als sie und was er vollbracht hat, vollbrachte er durch die überragende Stärke seiner Person. Seine Leidenschaft war es, die ihn zum Helden machte; über allem Sachlichen und über aller Zartheit war sie für ihn die eigentliche bewegende Kraft. Wir spüren in ihm das Entgegengesetzte nebeneinander, abwartenden Willen und zuckende Reizbarkeit, selbstbezwingende Müdigung und gewitterhaft stürmenden Zorn; wir fragen, ob es die Mischung seines Blutes aus Bismarck und Menschen war, die diese Gewalten in ihm nebeneinander und gegeneinander gezeigt und in seinem Leben sich kämpfend entfaltet hat. Wir finden ihn stark und weich, tatendurstig und wehmutsvoll, wir finden Gemütsbedürfnisse, die in seiner Jugend durchdrungen durch alles Lustoben triebhafter Kraft, und die das Leben des Mannes und des Ministers stetig durchwärmt. Er liebte die Musik und ließ sie, bis in sein Alter, zu sich kommen, er liebte die ringende Tiefe Beethovens und die Schlichtheit des Volksliedes; er war

kein Kenner, er schöpfe persönliche Nahrung aus ihr. Er griff zu den Klassikern unserer Dichtung, er las nach 1890 wieder den „Julius Caesar“, die „Räuber“, den „Wallenstein“. Der Genius der Wirklichkeitsbetrachtung, des sprachlichen Stiles, dem wir ihn unwillkürlich zuordnen, Goethe, war ihm sonderbarer und doch begreiflicherweise am fremdesten; er war ihm zu beherrscht. Er lebte wohl im „Faust“; charakteristisch, daß er ablehnte, ihn seine Bibel zu nennen, er kennt nur eine heilige Schrift; aber auch so war es nur der erste Teil, dem alten Goethe verschloß er sich. In Schillers gewaltigem Lebensstrom fand er sein eigenes dramatisches Temperament, in den Schicksalen seiner historischen Helden sein eigenes Blut und seine eigene Tragödie wieder, den „Wallenstein“ las er in tiefer Nacht zu Ende und kam von der Spannung nicht los, als habe er ihn nie zuvor gekannt; und shakespeareisch war sein eigenes Wesen von Jugend an. Auch in seinen Dichtern suchte und fand er sich selber, auch die Dichtung war ihm nicht künstlerischer Genuss, sondern Nahrung für die Bedürfnisse seines Empfindungslebens. Er solle harmonisch werden, so riet ihm nach der Entlassung Graf Koenigsegg; die unwillig erstaunte Antwort läßt auf den Grund seiner Seele blicken: „Wo zu soll ich harmonisch sein? Bismarcks handelnder Genius war nicht auf Bescheidung und nicht auf inneren Ausgleich gekehrt, nicht auf die Schönheit der Regel, sondern auf die Kraft der Selbstbetätigung des mächtigen Einzelnen. Wie weicht er von dem Goethe ab, den Goethe selber aus sich machen wollte, von dem Manne der Selbstbeherrschung und der Selbstgestaltung: wie weichen seine Denkwürdigkeiten, unreflektiert, auf den bleibenden Kampf gerichtet, von Goethes wissenschaftlich-künstlerischer Selbsterkundung und Selbstdarstellung ab. Was in Bismarck Künstlertum war, das wirkte als Selbstentrieb, formgebend, als ein verfeinernder und entzückender Hauch, aber niemals als führende, das ganze Leben meisternde Kraft. Was er an Selbstbeschränkung, an Zwang zur Unterordnung seiner Leidenschaft nötig hatte, das gab ihm die Religion, und auch in seiner Religion stieß sich Selbstherrlichkeit und Demut; was er an sittlichen Gewalten in sich trug und brauchte und betätigte, das war einfach und elementar; ein System konnte er nicht vertragen, und eine Bindung seiner Kräfte durch ein ästhetisch-sittliches Persönlichkeitsideal, wie das Goethesche, hätte ihn gelähmt. Auch in Goethe mehrt sich das Titanentum ja immer wieder gegen solche Bindung, gegen seine Resignation; er aber war Künstler und Weiser, Bismarck war der Mensch der Tat. Er brauchte die inneren Glüten, die in ihm brodelten und drohten, zum Schmelzen von Stahl; er sprühte sie achtlos aus über die Welt ringsum, und ließ die zerbrechenden Kräfte in Flammen aus sich hervorgehen, das forderte sein Beruf. Er war der Staatsmann, der sich selber betätigen wollte und mußte; er wuchs über sich selber, über seinen Stand hinaus und wurde auf der Höhe seines Lebens zum Inbegriff von Staat und Nation: aber er konnte beides nur schaffen und erhalten durch die Entfesselung und nicht durch die Festigung seiner persönlichen Stärke. Sie fogt lebenslang ihre Kräfte aus dem Boden des Hauses, der Liebe, der einfach zarten Empfindung; sie wurde gesteigert durch die Reizbarkeit, durch die selbstverwundende Leidenschaft; aber wo ist im Grunde ein Widerspruch zwischen diesen Eigenschaften, die sich in ihm drängten und stießen? Alles lebendige Menschenwesen ist aus Gegensätzen gemischt, das größte und schöpferischste aus den größten; ich frage nach dem Genius, dem die Qual und die Kraft dieser Spannungen fehlt, und finde unter den Künstlern — vielleicht — ganz wenige, unter den Herrschern wohl keinen. Wer die Beschreibung von Bismarcks Seelenleben auf diesen Ton der Widersprüche abstimmt, der verfehlt den Ton. Dem Deutschen, so scheint mir, sind diese Gegensätze von zart und rauh, von Güte und Beschaulichkeit und von stürmisch zorniger Gewalt, das Nebeneinander von schlichter menschlicher Liebe und von ausbrechender Leidenschaft, etwas ganz Selbstverständliches von Hause aus, das uns begreiflich und gar nicht erstaunlich erscheint. Wir kennen diese feinen und diese gefährlichen Mächte in Luther und finden da Blut von unserem Blute; auch in Friedrich und in Goethe und in Stein haben diese Ströme gerauscht; in dem thüringischen Bauernknoten und dem altmärkischen Edelmannstohn sind sie am selbstverständlichen und ursprünglichsten, und die Stärke von Bismarcks Wesen schließt alle die brausenden Einzelquellen in majestätischer Einheit zweifelsfrei zusammen. Nur die Zerrissenheit kann dieses Schauspiel wieder Willen verkleinernd und schwächend, als Zerrissenheit schildern; der Klang seiner wirklichen Art ist Gesundheit, Größe und Naturgewalt.“

Der ewige Heimatboden blickt durch alle Wellen dieses großen Daseins hindurch; er war ein Deutscher, so, wie wir das deutschste am deutschen Wesen zusammenfassend und steigernd preisen und in unjeren Großen suchen und wiederfinden; ein Niederdeutscher im besonderen. Aber wie hat ihn die Liebe und das Verständnis seiner oberdeutschen Volksgenossen ergriffen! Er war das alte Preußen gewesen und ist Preuße geblieben: in seinen letzten Jahren so deutlich wie je. Er war seit einem Menschenalter Deutscher geworden und blieb und war das erst recht, ein Bindeglied zwischen seinem alten Staat und allem neuen Deutschen, ein Symbol nun auch des neuen

Deutschlands und Deutschums, das unter seinem Eindruck erstand. Staatsgefühlung und Wirklichkeitsgeist, das fahnen wir, hatte er mitgebracht und das trieb er der Gegenwart und der Zukunft ins Blut. Auch das junge Deutschland, das ihm in Hamburg nahe war und das über die Meere hinausdrang in die weiteste Welt, entfand sich als Bismarcks

Vermittlung und selbst auch den Schiedsspruch des Papstes zu propagieren. Das noli me tangere ist für mich nur die europäische Machtstellung des vereinigten Deutschlands, welche verständigerweise als der wertvollste Edelstein in der päpstlichen Schatzkammer betrachtet werden sollte.“

Rißling meint, Bismarck habe eine übertriebene Vorstellung von der Macht des Papstes gehabt. „Er hatte auch schon durch Ledochowski den Papst darum ersuchen lassen, daß er die französischen Bischöfe instruiere, für einen baldigen Frieden mit Preußen zu wirken. Bei einer katholischen Nation, so dachte sich der Kanzler die Sache, müßte der „unfehlbar gewordene“ Papst kommandantig, in mechanischer Wirkungsweise durch das Instrument der Bischöfe erreichen können, was er nur wollte. An der Bereitwilligkeit des Papstes, für den Friedensschluß sich zu bemühen, war um so weniger zu zweifeln, als Pius IX. bereits am 22. Juli 1870 sich erboten hatte, zwischen Preußen und Napoleon III. zu vermitteln.“ Bismarck überschätzte eben die Macht des Papstes derart, daß es vergebliche Mühe war, wenn der französische Gesandte am Berliner Hofe, Vicomte de Gontaud, dem der Kanzler 1874 diese seine Beschwerde über den französischen Episkopat auseinandersetzte, darzulegen versuchte, für päpstliche Mahnungen hinsichtlich politischer Fragen könne nicht aus der Unfehlbarkeit die Pflicht abhängen Gehorsams auf Seiten der Katholiken hergeleitet werden. Bismarck glaubte die Sache besser zu wissen und sagte, er müsse schließen, Gontaut „sei kein so guter Katholik, als er geglaubt habe.“

Darf man Bismarck solche angebliche Überhöchung der päpstlichen Macht wirklich so zum Vorwurf machen, wie Rißling es tut, um später um so leichter beweisen zu können, daß der Reichskanzler mehr aus Hass oder dekorativen Motiven als aus sachlichen Motiven den Kulturmampf geführt habe? Noch dazu in einer Zeit, wo die mächtige Persönlichkeit eines Kardinal Manning wirkte? Gerade damals wurden von eisigen Katholiken die Macht des Papstes und die Gründe für den Einfluß des Katholizismus erläutert, sodass auch Bismarck sich Mannings Argumenten kaum entziehen konnte. Hören wir, was Francis de Pressensé, ein französischer Protestant, sagt: „Manning machte gern als Anlass zu seiner Schöpfung (der Kongregation der Oblaten des Heiligen Karl), den untermesslichen Reichtum des Katholizismus geltend... er besaß Priestergemeinden, die zwischen der atomischen Abgeschiedenheit der Weltgeistlichen und den geschlossenen Ordensgesellschaften in der Mitte stehen, nämlich jene Kongregationen, welche gar kein Gelübde ablegen. Dieser verfüge endlich über den Weltgeistlichen, über den einfachen Priester; der aber bildet den Eckstein des ganzen Gebäudes, das wunderbare Werkzeug der Propaganda, des sittlichen Einflusses und des kirchlichen Gehorsams. Welche Macht sei so unendlicher Mannigfaltigkeit!“ Victor de Marolles aber, ein katholischer Forscher, fügt hinzu: „Wer diese zutreffenden Bemerkungen liest, findet auch die außergewöhnliche Sorge der Lodseinde der Kirche leicht begreiflich, wenn sie mit allen Kräften diese wunderbare Organisation katholischer Macht vernichten wollen. Es mag ihnen manchmal eine Zeitlang gelingen, allein die Kirche Jesu Christi hat für sich die unvergänglichen Verheißungen und die Gewißheit des unendlichen Triumphes.“

Rißling fügt seinen oben wiedergegebenen Darlegungen hinzu: „Es liegen auch Aneutungen vor, daß Bismarck in der Furcht vor einer Einmischung der europäischen Mächte dem Papste eine noch weitergehende Vermittlerrolle in den Friedensverhandlungen mit Frankreich übertragen wollte.“ Das Bismarck die Furcht tatsächlich hatte, ist bekannt. Wie berechtigt aber Bismarcks Argument war, mög auch noch das folgende Detail lehren: Während des Ministeriums des Broglie zeichnete sich besonders die polnisch-klerikale Presse und darunter vornehmlich der „Casas“ durch Korrespondenzen aus Petersburg, London, Rom, Madrid, Konstantinopel und Potsdam aus, die dadurch die Aufmerksamkeit der amtlichen Kreise erregten, daß sie wiederholt über streng geheim gehaltene diplomatische Vorgänge zu berichten wußten. Dem Grafen Bismarck waren die Korrespondenzen aus Potsdam besonders unangenehm, und er strengte eine eingehende Untersuchung an, die ihn zwar nicht zu dem gewünschten Erfolg führte, die aber den Ausgangspunkt zu dem viel später (im Jahre 1884) vor dem Reichsgericht verhandelten Prozesse gegen den Dichter Josef Ignac Kraszewski wegen Verrates militärischer Geheimnisse bildete. Im Jahre 1899 hat die Redaktion des „Casas“ dann den Schleier von den „Potsdamer Korrespondenzen“ gelüftet, indem sie in ihrem Jubiläumswerk mitteilte, daß jene Korrespondenzen durch Ildefons Kossakowski vorwiegend direkt aus dem französischen Ministerium des Außenfern stammten.

Wenn Rißling heute schreibt: „Sehr schwer wird es, zu glauben, daß Bismarck die Gerüchte von der Verschwörung der Katholiken gegen das Deutsche Reich, von denen er in seiner Presse so viel Abenteuerliches hatte verkünden lassen, für wahr gehalten habe“, so darf er noch lange nicht aus seinen eigenen Zweifeln folgern, daß es sich dabei um eine Kriegslist handle, „um dem Kampfe gegen Rom ein imposantes Relief zu geben.“ Diesem „seinen Bedürfnisse“ dienten auch die Auseinandersetzungen nicht, die er gelegentlich

dem Bischof von Ketteler vortrug. Auch diesem Kirchenfürsten erzählte er von seiner Befürchtung, daß seinem Werke von Rom her Gefahr drohe, daß von dort, wie von einem Mittelpunkte aus, eine einheitliche Leitung gegen das Deutsche Reich stattfinde, und daß der erste und nächste Angriffspunkt in diesem Kampfe die preußisch-polnischen Länder seien. „Mich erschreckte damals“, so berichtet der Bischof, „dieser Wahn in dem Kopfe eines so einflussreichen und energischen Mannes, im Hinblick auf das Unheil, das möglicherweise aus einem solchen Phantasiegebilde für Deutschland entstehen könnte.“

Angesichts der Offenherzigkeit des klerikalen Polenblattes sollten alle die Kritik Bismarcks zurückhaltend sein, die den um die Sicherheit seiner jungen Schöpfung besorgten Staatsmann der Uebertreibung ziehen und zeihen.

Bismarck war es wirklich ernst mit seiner Furcht vor der Möglichkeit einer katholischen Koalition. Sie spielte auch in seinen Beziehungen zu Andrássy keine unwesentliche Rolle und wurde von den Ansichten des Generals Schmetz über die österreichischen Parteiverhältnisse geführt. Der trauten wohl den persönlichen Absichten Andrássys, aber „er mißtraute den im Hintergrunde waltenden Nebenströmungen (gemeint sind die klerikalen), die alles aufbieten, um einen Umschwung sowohl in der äußern wie in der inneren Politik herbeizuführen“; so kennzeichnet Wertheimer die Auffassung des deutschen Botschafters. Bismarck war aus dieser Ideenverbindung heraus auch von Andrássys Auffassung über die innere Politik Frankreichs durchaus nicht erbaut. Während er selbst nach dem Ver sagen der von ihm gewünschten Intervention der französischen Bischöfe zugunsten des Friedens im Jahre 1871, nur in einer Republik die den Frieden garantierende Staatsform für Frankreich erkannte, sah Andrássy — und ihm sekundierte sein Berliner Botschafter Károlyi, was Bismarck erst recht in seinem Mißtrauen gegen die österreichische Politik bestärkte —, sah es Andrássy „nicht ungern, daß in Frankreich (unter Thiers) eine Regierung bestand, die als letztes Ziel die Begründung des Königtums“ verfolgte. Bismarck „konnte sich die Herstellung des Königtums in Frankreich nicht anders vorstellen, als auf den Schultern jener Franzosen ruhend, die intime Beziehungen zur römischen Kurie unterhielten und mehr als jede andere französische Partei Deutschland feindlich gesinnt waren“, schreibt Wertheimer und führt fort: „Immer schwante Bismarck die Gefahr einer großen katholischen Allianz zwischen Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn vor Augen, die durch den Hinzutritt Russlands so übermächtig werden könnte, daß ihr gegenüber jeder Widerstand von Seiten des Deutschen Reiches aussichtslos wäre.“ . . . Bismarck zweifelte daran, daß eine klerikale französische Regierung mit Deutschland Frieden zu halten vermöchte, und mit Recht hat er die Möglichkeit eines russisch-französischen Bündnisses ins Auge gesetzt, angesichts der großen Beliebtheit, deren sich der französische Botschafter zu Petersburg, selbst ein eifriger Monarchist, sowohl beim Zaren Alexander dem Zweiten wie bei Gortschakow erfreute.

Wie berechtigt Bismarcks Argwohn war, ist bewiesen durch die Intrigen des Jahres 1877, in deren Mittelpunkt die römische Kurie stand und an der sich alle die Kreise beteiligten, die mit den durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Grundlagen unzufrieden waren.

Gleicht man Bismarcks Aussprüche, Handlungen und Motive, wie seine gesamte politische Stellungnahme zu Rom mit der herausfordernden Haltung der Kurie Preußen gegenüber, mit ihrer geheimnisvollen Agitation gegen Deutschland und Russland, so kann man die Polen nicht schelten, wenn sie die Gesamt lage unsicherer ansahen, als sie tatsächlich war und wenn sie daran Hoffnungen und Pläne knüpften, die keine Berechtigung hatten. Die Polen, die die Bedeutung des Einverständnisses zwischen Bismarck und Andrássy als Angelpunkt der europäischen Gesamt lage nicht ihrem vollen Werte nach in ihre Spekulationen einsetzten, vergrößerten ihren Fehler, indem sie die Stärke des Papsttums als Rammbock gegen jene Freundschaft zu hoch bewerteten.

Zu allem Mitgeteilten trat dann noch im Laufe der Jahre die augenscheinliche Verschiedenheit der Mittel, deren sich Bismarck und Andrássy im Verkehr mit Rom bedienten und die auf tiefer gehende Meinungsverschiedenheiten, ja selbst auf Gegenseitigkeit hindeuteten, welche die Polen zu ihrem unpolitischen Handeln verleiten konnten. Andrássy verstand es stets, sich zurückzuhalten, wenn Rom in Frage kam; wogegen Bismarck, der sein junges Werk von allen Seiten bedroht sah, immer aktiv blieb und drängte, sei es im freundlichen oder feindlichen Sinne. So lehnte Andrássy höflich aber kühl ab, als Österreich um ein Asyl für den des Kirchenstaates verlustig gegangenen Papst angegangen wurde.

Während Bismarck sich im sogenannten Kulturkampf auftrieb und getragen von den liberalen Parteien, freilich in bester Absicht, den Jesuiten half, eine tiefe Kluft in das deutsche Volk zu sprengen, blieb Andrássy kühl, wodurch jedem Kampf aus, unterließ alle Repressionen, und stellte selbst Angriffen auf die Person seines Monarchen eine erstaunliche Wurstigkeit gegenüber. Die Polen folgerten aus dieser Haltung, daß doch ein Augenblick kommen würde, in dem Andrássy sich ihres Glaubens und ihrer selbst annehmen wollte.

Schon im Jahre 1872 mußte Andrássy durch den Botschafter Károlyi in Berlin sagen lassen, man solle doch endlich mit der Ansicht brechen, als könne Österreich-Ungarn „ein derart katholisch gehinderter Staat“ sein, daß er sich von seinem Grundcharakter nicht lösen und geneigt sein könnte, mit Frankreich eine katholische Liga zu bilden.“ An dieser Haltung der Regierung änderte zu des Papstes mahnlosem Erstaunen auch die Androhung der Erkommunizierung gegen den Kaiser nichts; im Gegenteil, der österreichische Minister Graf Auersperg erklärte zwei Tage später — am 9. März 1874 — im Reichsrat, Österreich könne nie so weit heruntersinken, eine Unterbehörde Roms zu werden.

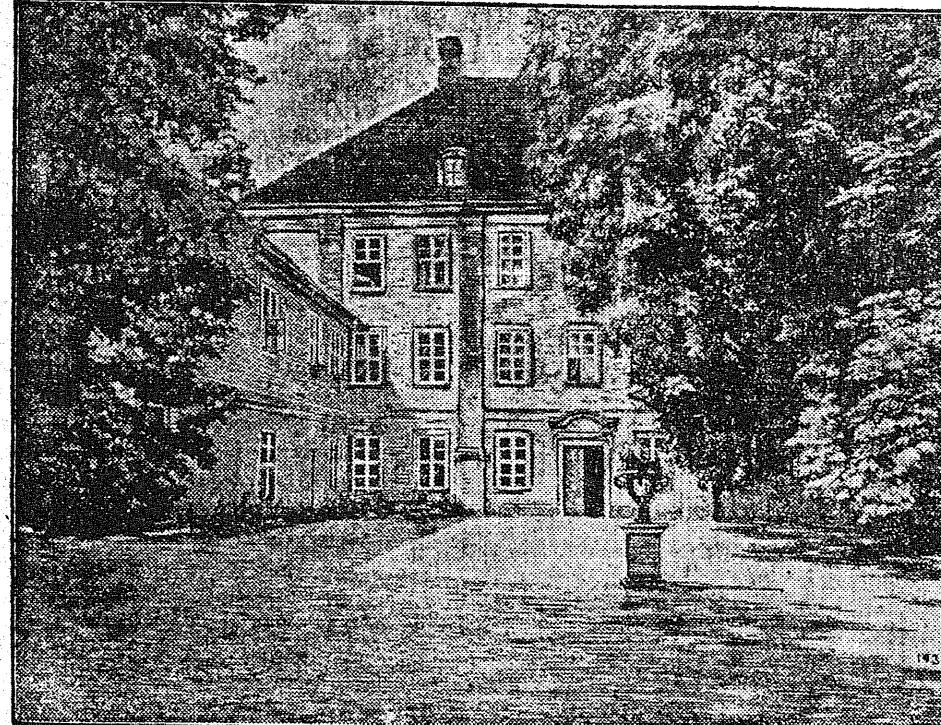
Bismarck genügte auch das nicht, und er ließ sich durch den Botschafter Grafen Stolberg eingehend berichten, wie es um die Stimmungen und Strömungen in Wien und Andrássys Kunst, ihnen standzuhalten, bestellt sei. Erst als das deutsch-österreichische Bündnis abgeschlossen ward, schwand auch das Mißtrauen, oder richtiger, verlor sein Mißtrauen den ungemütlichen Charakter, den es bis zur Befestigung der Orientkrise durch den Berliner Kongress hatte.

Die Polen haben also durchaus nicht falsch beobachtet, wohl aber die Kräfteverhältnisse nicht richtig bewertet. Darum haben sie aus der ultramontanen Agitation auch nicht den geringsten Nutzen ziehen können. Die Agitation hat es im Gegenteil bewirkt, daß Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland neuen Boden zur Verteidigung gemeinsamer Interessen fanden. Bismarck ist nach seinem eigenen Bekenntnis wesentlich wegen der Rückwirkungen der ultramontanen Propaganda auf die Polen in den Kulturkampf eingetreten.

Bilder aus Bismarcks Leben.

Daheim.

Daheim! Es ist, als ob Junker Otto sich an diesen Gedanken gar nicht ersättigen könnte. Immer wieder durchstößt er das Haus, den Garten, die Felder, die Ställe, immer wieder sucht er die Stätten seiner Spiele, die Geführten seiner Kindertage auf. Daheim! Hier allein ist er ganz er selbst! Hier allein in seinem Elemente. Gewiß! Er hat es ja recht gut in Berlin bei seinem freundlichen Direktor Bonnelli, und die vielfältige Weltgeschichte in des Direktors Arbeitszimmer bildet sogar eine ernste Anziehung für ihn.



Schloß Schönhausen in dem Bismarck geboren wurde.

Aber er ist nun einmal kein Stadtmensch, all die Prachtbauten der Hauptstadt sind ihm wenig neben dem schlichten Fachwerkbau des Kniephofer Herrenhauses; die Spree weckt in ihm nur wehmütige Erinnerungen an die heimtlichen Fluten des Zampel, und zuweilen ergräßt den Jungen ein solches Heimweh, daß ihm die Tränen ins Auge steigen, wenn er einmal bei der großen Stadt eine Pfugsschar gehen sieht.

So ist und bleibt das Schönste an dem Berliner Aufenthalte immer der Abend, wenn er die Schnellpost besteigt, um die Nacht hindurch nach Stettin zu fahren. Dort findet er dann den ersten Gruß der Heimat: Kniephofer Pferde, die er jubelnd als alte Bekannte begrüßt. Und nun wird die Gegend bekannt und bekannter. Gollnow, wo er übernachtet, ist seines Großvaters Geburtsstadt und seines Urgroßvaters Garnison. Hier ist auch schon Naugard; mit jeder Bierstunde werden Wiesen und Bäche vertrauter, und endlich liegt das alte Herrenhaus vor ihm, und Junker Otto springt jubelnd den Eltern entgegen.

Sie halten ihn in den Armen, der jährla, kräftige Vater und die seine ästhetische Mutter, und freuen sich des blühenden Sohnes. Wohl können sie sich seiner freuen. Gesund an Leib und Seele blickt er aus blauen Augen fröhlich in die Welt, ein liebenswürdiger Junge, der aber doch schon zeitig ein Gefühl für seine Würde und einen starken Willen bekundet. Die Mutter möchte gern einen Diplomaten aus ihm machen. Ob das wohl sein eigenes Ideal ist. Ob ihn sein Herz nicht eigentlich zum Landleben zieht? Man sollte es glauben, wenn man die jubelnde Freude sieht, mit der Junker Otto das heimliche Kniephof genießt.

Heute sieht er am Karpenteich, sieht den spiegelnden Fischen zu und vergibt sich dabei wohl auch so sehr, daß er sich plötzlich im Wasser wiederfindet. Heute sieht er auf dem Rücken im Walde und blickt traumverloren durch die schwankenden Gipfel der Bäume in den blauen Himmel hinein. Heute badet er in tauchendem Wohlgefühl in dem frischen Wasser der Zampel. Nicht zu vergessen die Ställe! Für das Tier hat er von Kind auf eine große Liebe gezeigt; Hund und Pferd haben es von je besonders gut bei ihm gehabt, und so ist stets einer seiner ersten Gänge der zu diesen alten Spielgefährten.

Und doch ist es nicht die Natur allein, die ihn auf Kniephof anzieht. Zuweilen sieht das kleine Bürschchen in der Bibliothek zwischen den riesigen Eichenregalen, einen alten Schnörker auf den Knien, und liest und liest darin, mit heißen Wangen, daß er die Mittagsstunde ganz vergibt und die Eltern in heller Sorge nach ihm suchen. Haben sie ihn dann gefunden, dann freut sich die Mutter heimlich des lesefrühen Sohnes und sieht ihn im Geiste schon als Gesandten und Minister. Vor Junker Ottos geistigem Auge aber wachsen und wogen Bilder aus Deutschlands großer und schwerer Vergangenheit, Bilder von Helden Größe und Ruhmeslatten, und sie vereinigen sich mit all den Empfindungen und Erinnerungen, die er aus dem heimatlichen Boden einsaugt, zu einer leidenschaftlichen, tiefen, hingebungsvollen Liebe zum Vaterlande.

Achilleus.

Wenn die Mutter ihn sähe! Sie denkt, er sieht zu Süßen des großen Juristen Hugo, schreibt eifrig seine Worte nach und füllt sich mit juristischer Weisheit bis zum Rande. Er aber läßt Kolleg Kolleg sein und sieht hier zu Hause in seiner Göttinger „Bude“ im großgeblümten Schlafrack, die mächtige Pfeife im Munde, die Rauchwolken schier verhüllt.

Es ist alles groß an diesem jungen Studenten, Pfeife, Dogge, Tabaksqualm — und er selbst. Richtiges Gardemäß, und die Studenten folgten darum einem ganz natürlichen Gefühl, als sie den pommerischen Kommilitonen „Achilleus“ tauften. Freilich verdankt er diesen Namen wohl auch der guten Klinge, die er schlägt — 27 Messuren ficht er in Göttingen siegreich aus — und dem Selbstbewußtsein, mit dem er sich in allen Lebenslagen benimmt. Wie der junge Fuchs in den ersten Tagen seines Göttinger Aufenthalts vier

von Zeit zu Zeit seine blitzenenden blauen Augen zu dem Sprecher und seinen feierlichen Zuhörern erhebt. Er stößt ihnen Angst ein, dieser preußische Junker. Unter seinem Vorgänger, dem schlichten beschiedenen Herrn v. Kochow, waren sie gewöhnt gewesen, in Österreich alles, in Preußen nichts zu sehen. Der weiße Rock war in der Mainstadt beliebt und respektiert, der blaue galt wenig. Heute aber — es war wunderlich, aber den neuen preußischen Gesandten konnte man schlechterdings nicht ignorieren und ironisieren. Mit welchem Stolze trug er sein Preußentum und seinen Preußenrock! Wie zwang er mit Wort und Blick die Widerwilligen zur Achtung, wie gewann er mit hinreichender Liebenswürdigkeit



Fürst Bismarck als elfjähriger Knabe.
(Nach einem Gemälde von Franz Krüger.)

die Schwankenden für sich! Und was das Schlimmste war: sie alle, vom Grafen Rechberg, dem Vertreter Österreichs, bis zum Vertreter von Waldeck fühlen, daß der Mann hoch über ihnen stehe, ja sich über sie und ihren „bundestäglichen Blit“ lustig mache. Was hätten sie wohl gesagt, diese selbstbewußten Halbgötter der deutschen Bundespolitik, wenn sie hätten lesen können, was der preußische Gesandte da soeben schrieb: „Schick den Schulzen R. oder Herrn v. Parcky aus der Chaussee-Straße her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen!“

Hessen-Darmstadt spricht noch immer und Bismarck schreibt noch immer weiter. Er weiß aus Erfahrung, daß der langen Rede kurzer Sinn immer in wenigen Sätzen zusammenzufassen ist. Das ist es ja, was seine Kollegen so in Erstaunen setzt. Der Mann spricht so kurz, so ganz klar — so ganz un-diplomatisch. Wenn ein Diplomat ehrlich und geradeheraus seine Gedanken sagen soll, wo bleibt dann das ehrlame Handwerk? Und Bismarck ist geradezu von einer schreckenerregenden Ehrlichkeit. Seine Worte sind blank wie Säbelhiebe. In die bundestägliche Salabadei, in das höfliche Verhüllen und das hinterlistige Scharwenzeln, wie es im Palais Taxis üblich ist, fahren seine Erklärungen wie Blitze hinein. Dann sitzen die Herren, Gesandten mit offenem Munde da. Von den Gegen-sägen zu sprechen, die sie ja alle kennen, Preußens Interessen offen gegen die Österreichs auszuspielen und ihre Berücksichtigung zu verlangen — nein, es geht gegen allen Frankfurter Brauch. Und in ihrer hilflosen Verlegenheit murmeln sie, für solche Erklärungen seien sie ohne Instruktionen und sie müßten um Beratung bitten. Dann sieht der Preuße gleichgültig seinen wichtigen Namenszug unter dem vollendeten Brief, packt seine Papiere zusammen und verläßt stolzen Schrittes unter freundlichem Grüße die verdutzten Herren Kollegen.

Wenn man noch sagen könnte, daß er unliebenswürdig oder unfreundlich sei! Aber im Gegenteil, er ist von einer geradezu bestreitenden Liebenswürdigkeit und sein Haus ist als das geistlichste in Frankfurt a. M. bekannt. Dort trifft man nicht nur die würdigen Herren aus der Eschenheimer Gasse, sondern auch Maler und Künstler. Es ließ sich im Hause Bismarcks leben, und er selbst war nie und



Bismarck als Gesandter beim Bundestag in Frankfurt a. M.

niemals ein Spielverderber. Bald sah man ihn auf der Jagd, bald hoch zu Ross auf einem Spazierritt, bald bei gesellschaftlichen Vergnügungen, bald zur Fasching in der Mitte seiner Dienerschaft, der er nach heimischer Sitte ein Fest gab. Etwas, was in der Nebelatmosphäre des bundesrätlichen Frankfurt ganz unbekannt war, ging von diesem pommerischen Junker aus: Leben, wirkliches lebendiges Leben, das den Anspruch und das Recht zur Betätigung in sich trug und vor vergilbten Mumien und schwankenden Nebelgestalten keine Angst und keinen Respekt empfand.

Nein, gar keinen Respekt. Unerhört ist es, mit welcher Gleichmütigkeit er Seiner K. K. Majestät Bundestagsgesandten betrachtet und behandelt. Ordentlich wie einen Gleichberechtigten! Hat er nicht den Mut gehabt, in feierlicher Bundestagsitzung sich die Zigarette zu erlauben, die bisher besagtem K. K. Gesandten gewohnt gemäß allein zugestanden hatte? Hat er nicht dadurch allen Kollegen große politische und physische Beschwerden geschaffen, weil sie sich nun alle moralisch verpflichtet glaubten, ihre resp. Vaterländer rauhend zu vertreten? Hat er sich nicht sogar geweigert, den österreichischen Premier bei seiner Durchreise durch Frankfurt „zufällig“ zu besuchen und ihn ruhig zu sich kommen lassen? Was gab ihm nur den Mut zu solchen in dies in die Kirchen schwarz-gelben Stadt nicht erhörten Kühnheiten?

Den Mut gab ihm, daß er von niemandem etwas brauchte, und von niemandem etwas wollte. Ja, er fühlte sich wohl in dieser lebenslustigen Stadt und unter diesen Gegnern, mit denen er spielen konnte, wie die Maus mit der Maus. Aber wollte man ihn nicht frei nach seinem Ermessen handeln lassen, so zog er sich gern hinter die Kanonen von Schönhäuser zurück, kehrte er gern heim zur breiten,



Fürst Bismarck.



Fürst Bismarck im Jahre 1870 in der Uniform der Halberstädter Kürassiere vor der Abreise ins Feld wogenden Elbe und den gesegneten Fluren von Schönhäusern. Den Mut gab ihm, daß er gleich am ersten Tage erkannt hatte, daß er in Frankfurt „vom Feinde“ stehe, auf dem Kampfplatz stehe, auf dem Preußen und Deutschlands Wiedergeburt errungen werden müsse. „Zu jung!“ hatte der Prinz von Preußen bedenklich gemeint, als er den neuen Bundestagsgesandten v. Bismarck gesehen hatte. Ja, jung, fühlte er sich freilich, wenn er auch in langgewohnter Hypochondrie ab und zu über die siebenden Jahre klagt; das Jungs, das Neue ist mit ihm auf die Welt getreten und fügt lachend und übermütig den Trödel von Jahrhunderten, der sich noch immer brauchbar dünkt, aus dem Reiche des Lebens hinweg.

Die Stunde der Entscheidung.

(20. September 1862).

In dem Arbeitszimmer des lieblichen Schlosses zu Babelsberg standen zwei stattliche Männer einander gegenüber, deren straffe Haltung die preußisch-soldatische Bucht verrät, deren Haupthaar schon den Reif des Alters zeigte. Es war König Wilhelm und sein derzeitiger Gesandter in Paris, der Wirk. Ge. R. v. Bismarck-Schönhausen. Beide waren tief ernst, doch sehr verschieden war ihre Stimmung in diesem Augenblick. Der König war gebeugt, sorgen-

schwer, trübe; Bismarck fest, sicher, kampffrisch und kampfesfroh. Einst in Frankfurt a. M. hatte der damalige Prinz von Preußen gefunden, daß der Herr v. Bismarck doch zu jung zum preußischen Gesandten am Bundestage sei; heut sah der König seinen letzten, einzigen Ausweg aus dem schweren Kampfe mit seiner Volksvertretung in den Diensten des Mannes, dem er eben die schicksalschwere Frage vorlegte, ob er sein erster Minister, ob er der Atlas sein wolle, der die Militärorganisation auf starken Schultern halte und trage, einer Welt von Stürmen und Widersachern zum Trost.

Ob Bismarck wollte? Es war noch nicht lange her, daß er nach Paris versetzt worden war, und er hatte die Umzüge von Frankfurt nach Petersburg, von Petersburg an die Seine, hatte die langen Trennungen von Weib und Kindern gründlich satt. Auch fühlte er sich in Paris wohl; der Weltmann in ihm, der geistreiche Blauberer, der große Menschenkenner, der in seiner mächtigen Ueberlegenheit die klugen und selbstbewußten Franzosen so sicher zu führen verstand, kamen da gut auf ihre Rechnung. Als aber in die majestätische Einlichkeit der Pyrenäen, in der er seine Erholung suchte, das Telegramm des getreuen Roon gedrungen war, der in Berlin Bismarcks Namen immer und immer wieder als den des Retters dem Könige wiederholte und jetzt dem Freunde meldete, es sei Zeit — da hatte er doch keinen Augenblick gezögert, dem Rufe zu folgen. Denn er fühlte seine gewaltige Kraft und wußte, was er leisten könnte. Und als ihn Roon auf der gemeinsamen Fahrt durch die ernsten Ebenen der Mark besorgt gefragt hatte, ob er annehmen würde, da hatte er einfach geantwortet: „Ich mag mich nicht drücken!“

Und „Ja!“ antwortete er auch jetzt dem König; und so fest und hell, so schneidend und so scherhaft klang dies Ja, daß es ein Echo in des Königs Brust hervorrief und neue Hoffnung in ihm erwachte. Schnell stellte er Bismarck Frage auf Frage. Die Heeresreorganisation? Sie soll und muß gerettet werden. Die Opposition? Muß überwunden werden. Der König griff hastig nach einem Schriftstück, das neben ihm lag. Auf 16 Seiten waren da Konzessionen aufgezeichnet, die der Monarch seiner bessern Einsicht zumindest zu machen bereit war. Aber „Nichts hab es!“ klang es von Bismarcks Lippen; nichts von verschlechternden Zugeständnissen. Da richtet sich der König hoch auf, ein langer Blick in das Auge seines treuen Dieners — und zerrissen ist das Schriftstück.

Als der König mit Bismarck in den in allen Farben des Herbstes prangenden Park hinaustritt, scheint er ein anderer, jüngerer geworden zu sein. Hochaufrichtet, rüstig und straff schreitet er daher, lebhaft bepricht er mit Bismarck all die Fragen, die jetzt zu behandeln sind, über die man sich verständigen muß. Und mit jeder Antwort wird sein Blick heller, seine Miene fröhler. Noch trägt er ein Dokument in der Hand, das Preußen und Deutschlands Geschichte von Grund aus verändern konnte: seine Abdankung zugunsten des Kronprinzen. Bentzschweier wog das Papier noch vor einer Stunde in seiner Hand, leichter wird es ihm mit jeder Minute. Und schließlich — gerade schreiten die beiden über eine Brücke — zerreißt er mit schneller Bewegung die verhängnisvolle Urkunde und wirft sie fort. Bismarck aber

sammelt sorgsam die Reste auf und vertraut sie dem eilenden Wasser an.

Als die beiden voneinander schieden, haben sie sich für immer gefunden. Der König hatte Bismarck „ans Portepée gesetzt“ und der gebeugte Greis war wieder zum echten Preußenkönig geworden. Bismarck aber, der „Tunker“ von 1848, war preußischer Ministerpräsident. Die Zeit der Umzüge war vorüber, die Würfel waren geworfen.

In der Galerie des Glaces.

Nun danket alle Gott . . .

Mächtig brauste der alte treue deutsche Choral durch die prunkvolle Halle des französischen Königsschlosses, in der der siegestrunkene Sonnenkönig „toutes les gloires de la France“ verherrlicht hatte. Fürsten und Fürsäle, Generale und Diplomaten sangen ihn, und aus kleinsten Herzen sang ihn der Graf Bismarck mit, der rechts vor dem tiefbewegten greisen Könige — baldigem Kaiser

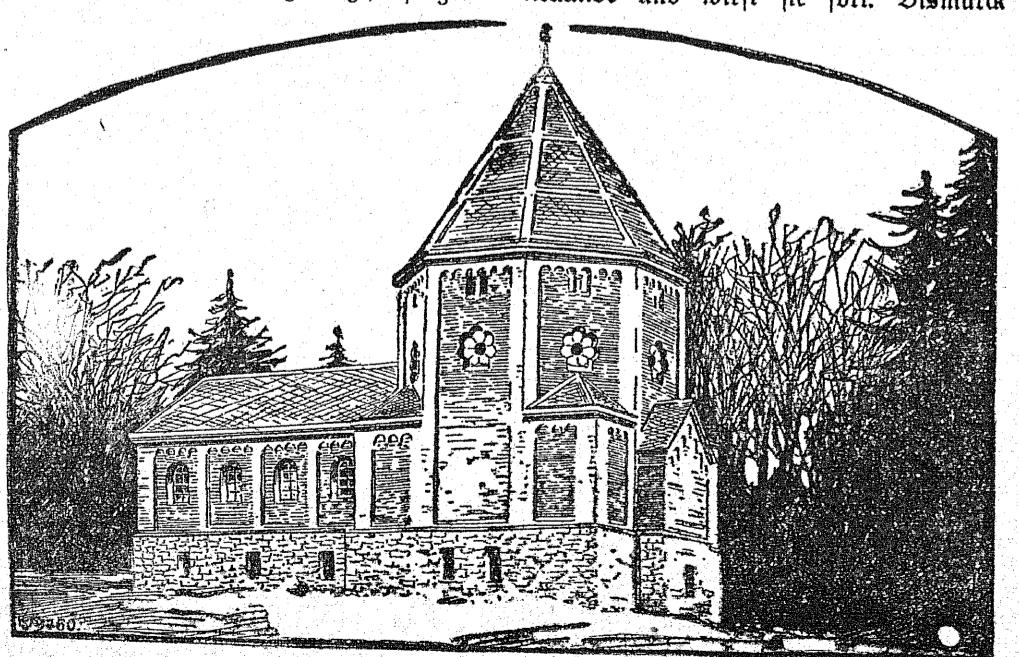
— Stellung genommen hatte. Er war eben erst vom Krankenbett aufgestanden und noch zeigte die erschreckende Blässe seines Gesichts die Spuren des Leidens. Aber hochaufrichtet stand er dennoch da, eine Hand fest auf den Hegenknopf gelegt, die mächtige Brust in den blauen Waffenrock der Magdeburger Kürassiere gehüllt („eigentlich hätte er den Koller anlegen müssen; der blaue Waffenrock war inkorrekt“, bemerkte später der Kaiser) und mit den Abzeichen der ihm am selben Tage verliehenen Generalleutnantswürde geschmückt. Das Orangeband des Schwarzen Adlers glänzte auf der Uniform, die Beine steckten in hohen Reitstiefeln. Von Zeit zu Zeit streifte sein Blick seinen königlichen Herrn, oft aber den in männlicher Schönheit prangenden Kronprinzen, den Erben der Krone, den Träger der Zukunft. Denn schon schwiefe sein sorgender Geist wieder hinaus zu den Tagen, die dem jungen Reiche bevorstanden und zu den Gefahren, denen es zu stehen haben würde — —

Bismarcks Lebenschronik.

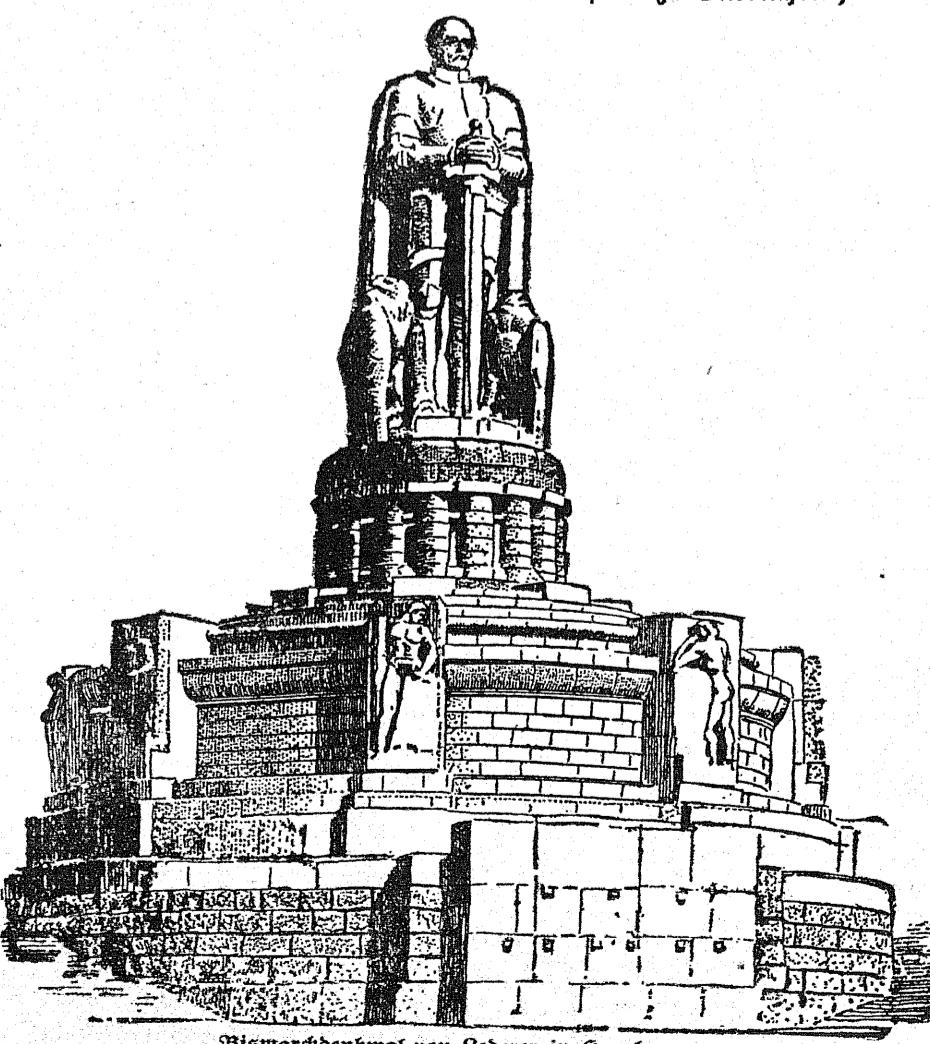
1815. 1. April. Otto Eduard Leopold von Bismarck wird als viertes Kind des Rittmeisters a. D. Ferdinand von Bismarck zu Schönhausen geboren.
 1821—27. Schüler der Viamannschen Erziehungsanstalt in Berlin.
 1827—30. Schüler des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin.
 1830—32. Schüler des Gymnasiums zum „Grauen Kloster“ in Berlin.
 1832. 14. April. Bismarck besteht das Abiturientenexamen.
 1835. 20. Mai. Bismarck besteht das Auskultatorexamen.
 1836. 4. Mai. Er wird bei der Regierung in Aachen angestellt.
 1837. Herbst. Er wird nach Potsdam versetzt.
 1838. 25. März. Er tritt als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardejägern in Potsdam ein.
 1839. 1. November. Bismarcks Mutter stirbt. Bismarck bewirtschaftet mit seinem Bruder Bernhard gemeinsam die väterlichen pommerschen Güter.
 1841. Sommer. Die Brüder teilen sich in die Güter; Bismarck übernimmt allein Kniephof und Jarchelin.
 1842. Bismarck rettet seinen Reitknecht vom Tode des Ertrinkens und erhält die Rettungsmedaille.
 1844. Seine einzige Schwester Malwine heiratet seinen Jugendfreund Oskar von Arnim.
 1846. März. Zum Deichhauptmann von Tiefenbach gewählt.
 1847. 17. Mai. Bismarck im Preußischen Vereinigten Landtage.
 1847. 28. Juli. Vermählung mit Johanna von Puttkamer.

1848. April. Bismarck stimmt gegen die Dankadresse des Landtages an den König.
 21. August. Geburt der Tochter Marie.
 28. Dez. Geburt des Sohnes Herbert.
 8. Mai. Bismarck wird zum Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M. ernannt.
 1. August. Geburt des Sohnes Wilhelm.
 29. Januar. Bismarck wird zum außerordentlichen Gesandten in St. Petersburg ernannt.

1862. 23. Mai. Außerord. Gesandter in Paris.
 1862. 24. September. Bismarck wird preußischer Staatsminister und interimistischer Vorstehender des Staatsministeriums.
 1862. 8. Oktober. Bismarck Ministerpräsident — Verfassungskonflikt.
 1863. 24. Januar. Zirkulardepeche betreffend die Politik Österreichs gegenüber.
 1865. 15. September. Bismarck in den Gräfenstand erhoben.
 1866. 7. Mai. Attentat Blinds gegen Bismarck in Berlin.
 1866. Konflikte zwischen Preußen u. Österreich.
 9. April. Bismarck legt dem Bundestag den Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments vor.
 10. Juni. Grundzüge einer neuen Bundesverfassung.
 14. Juni. Preußens Austritt aus dem Bunde.
 3. Juli. Schlacht bei Königgrätz.
 23. August. Friede zu Prag.
 1867. Bismarck im Norddeutschen Reichstag.
 1870. 15. Juli. Frankreichs Kriegserklärung; Mobilisierung.
 1870. 31. Juli. König Wilhelm und Bismarck reisen zur Armee ab.
 1870. 2. September. Bismarcks Zusammenkunft mit Napoleon in Donchon.
 1870. Oktober. Bismarck bezieht Quartier in Berlin.
 1870. November. Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten betreffend deren Eintritt in den Deutschen Bund.
 1871. 18. Januar. Kaiserkrönung in Berlin.
 1871. 28. Januar. Abhören des Waffenstillstandes zwischen Bismarck und Tules Favre.
 1871. 26. Februar. Friedenspräliminarien zu Berlin unterzeichnet.
 1871. 21. März. Bismarck in den Fürstenstand erhoben.
 1871. 10. Mai. Unterzeichnung des Friedens zu Frankfurt a. M.
 1874. 13. Juni. Kullmanns Attentat auf Bismarck in Kissingen.
 1878. 13. Juli. Berliner Kongress unter Bismarcks Voritz.
 1879. Bismarcks neue Zoll- und Wirtschaftspolitik.
 1883. Begründung des Dreibundes.
 1884. Beginn der Kolonialpolitik. Erwerbung von Kolonien.
 1885. 1. April. Fester des 70. Geburtstages.
 4. Juni. 50jähriges Dienstjubiläum.
 1888. 6. Februar. Bismarcks Reichstagsrede: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“
 1888. 9. März. Bismarck teilt dem Reichstag den Tod Kaiser Wilhelms mit.
 1888. 14. Juni. Bismarck am Sterbelager Kaiser Friedrichs.
 1888. 25. Juni. Bismarck vor Kaiser Wilhelm II. bei Gründung des Reichstages.
 1890. 20. März. Bismarcks Abschiedsgebet bewilligt.
 29. März. Abreise nach Friedrichsruh.
 26. Januar. Fürst Bismarck von Kaiser Wilhelm in Berlin empfangen.
 27. November. Tod der Fürstin Bismarck.
 1. April. 80. Geburtstag von ganz Deutschland gefeiert.
 1898. 30. Juli. Tod Bismarcks.
 1899. 16. März. Beisetzung der irdischen Reste Bismarcks im Mausoleum im Park zu Friedrichsruh. O. K.



Das Bismarckmausoleum in Friedrichsruh.



Bismarckdenkmal von Lederer in Hamburg.